P. o. germ.
1811
w (50

P.o. germ. 1811 w
150

<36607042620017

<36607042620017

Bayer. Staatsbibliothek

20110.

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Fünfzigster Band.

Wien, 1836.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

P. o. germ. 1811 w/50

Lindauer'sche Bibliothek

123 9/6

Kriehuber pinx. Benedetti sc.

CAROLINE PICHLER,

geb. v. Greiner.

Zerstreute Blätter

aus

meinem Schreibtische.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wien, 1836.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zerstreute Blätter

aus

meinem Schreibtische.

I.

Erkenne dich selbst!

Diese Inschrift stand in zierlichen griechischen Buchstaben bey einem sehr gelehrten Manne, der ein Freund meines älterlichen Hauses und in vielen Gegenständen der Lehrer und Bildner meiner Jugend gewesen war, über der Eingangsthüre seiner Studierstube, und dem Orte, wo er zu schreiben und zu lesen pflegte, gerade gegenüber, so daß sie ihm, wie er aufblickte, jedesmahl in die Augen fallen mußte. Ich sah diese zierlichen und mir unverständlichen Buchstaben auch, bath um Erklärung, erhielt sie — dachte aber damahls, und auch später, mit keinem Gedanken mehr an diese sinn- und bedeutungsvolle Inschrift.

Im Alter, wo der Sturm der Leidenschaften verbrauset, die Wärme des Gefühls sich abgekühlt hat, wo wir uns nicht mehr genießend, und verbrauchend, sondern oft entbehrend, in uns selbst verschlossen und daher zu Betrachtun-

gen gestimmter, durch die immer fremder werdende Welt bewegen, die uns nur mehr in unsern Nächsten und Liebsten berührt — im Alter kehren die Erinnerungen der Jugend oft mit großer Stärke wieder, und wo die Gegenwart uns verläßt, weil sie uns schaal und heterogen scheint, und die Zukunft sich ganz nahe vor uns verschließt, zehren wir gern von der lange hinter uns liegenden Vergangenheit, die unser unbestreitbares Eigenthum, und eine Art von Schatz geworden ist, aus dem wir hier und da etwas noch jetzt für uns Ergötzliches, vielleicht auch für Andere Brauchbares hervorlangen.

So habe ich mich bey einer Gelegenheit, wie sie uns im Leben nur zu oft vorkommt, wenn wir nähmlich sehen, wie Jeder sein Steckenpferd reitet, und doch Jeder glaubt, ganz ordeutlich zu Fuße zu gehen, und sich mit Recht über die lächerlichen Sprünge der Andern aufhalten zu können, an jene Inschrift über des guten alten Herrn H . . s Thüre erinnert.

Ob er selbst wohl ihre inhaltsschwere Ermahnung erkannt, und die erkannte auch streng befolgt habe? — Ich zweifle; denn auch er hatte seine Eigenheiten, und zwar sehr große, sehr auffallende, welche seine Lebensweise ganz verschieden von der anderer Menschen gestalteten,

und seine Freunde bald über ihn lachen, bald für ihn sorgen machten, indessen er fest überzeugt war, auf dem allervernünftigsten Wege zu wandeln.

Und glauben wir das nicht Alle? Es ist hier nicht die Rede von ungebildeten oder leidenschaftlichwilden Menschen, die auf ihren verderblichen Abwegen dahin taumeln, bis sie in den Abgrund stürzen, zu welchem jene Pfade unausbleiblich führen. Nein! Ich wende mich hier an die feiner gebildeten Classen, bey welchen grobe Vergehungen nicht leicht — wenigstens nicht öffentlich — vorfallen, und frage Jedermann, ob ihm nicht tausend Fälle bekannt sind, wo Personen, die in allen ihren Beziehungen und Geschäften sich stets verständig und schätzbar erweisen, doch einen oder ein paar Puncte — schwache Seiten — Vorurtheile u. s. w. haben, über welche sie nicht allein deraisoniren, sondern durch keine noch so triftigen Gründe, keine noch so sichtlichen üblen Folgen von ihrer einmahl gefaßten Meinung abzubringen sind?

Jedermann sieht das Thörichte dieser Meinung ein, nur der nicht, der sie hegt; vielmehr erscheint sie ihm aus seinem Standpuncte höchst zweckmäßig und vernünftig, und er, der seine Thorheit oder Grille nicht erkannte, entdeckt an den Andern, die ihn entweder mit Wor-

ten oder im Herzen tadeln, eben solche Schwächen, und bemitleidet oder bespöttelt sie, während sie ihn bedauern. So täuscht sich Jeder, und so täuschen sich täglich alle Menschen.

Woher diese Blindheit bey übrigens gutem Verstande? Woher dieser Selbstbetrug, von dem man keine Ahnung hat und ihn nie dafür erkennt? Woher dieses deutliche Einsehen fremder Schwächen, während die eigene Thorheit sich unserm Blicke gänzlich entzieht? Sollte dieß bloß Wirkung der Eigenliebe, der Eitelkeit seyn? Nimmermehr! Diese Triebe können uns wohl blind für eigene Fehler, und scharfsichtig für die fremden machen, aber sie können jene Thorheiten, Vorurtheile, Ansichten nicht erzeugen, die mehr oder weniger auch in den bestorganisirten Köpfen existiren.

O es ist eine wahre, eine allgemeine, aber eine demüthigende Erfahrung, die sehr geeignet ist, unsere Eitelkeit und unsern Stolz tief zu beugen, wenn wir um uns blicken, die Wahnbegriffe sehen, von denen auch die verständigsten Menschen so oft und anhaltend befangen sind, und in diesem Spiegel deutlich erkennen müssen, daß es bey uns gewiß nicht anders beschaffen ist, und daß auch wir ohne Zweifel an derselben Krankheit — der schwachen Stelle in unserm Verstande und der Blindheit darüber — leiden.

Und dennoch maßen wir uns an, nicht bloß über Andere zu richten, und die Fehler oder Schwächen, oder Lächerlichkeiten aufs strengste zu rügen, die durchaus keine schlimmern, nur andere sind, als die unsrigen. Wir thun nicht allein dieß — wir gehen weiter, wir wollen mit diesem irrenden, fehlbaren Verstande die übersinnlichen Wahrheiten ergründen; wir wollen darüber richten; wir wollen entscheiden, daß das, was diesem unsern mangelhaften Erkenntnißvermögen nicht faßbar oder entsprechend ist, auch nicht wahr oder wirklich seyn könne; wir wollen dort klar sehen und urtheilen, wohin kein irdischer Geist dringen kann — wir — die wir nicht im Stande sind, zu ergründen, was in uns selbst vorgeht, die wir uns selbst am wenigsten kennen, und während unsere Freunde mit Recht über unsere Schwächen lachen oder schmählen, uns einbilden, vollkommen vernunftgemäß zu handeln!

Wie schwach und gebrechlich ist der Mensch, und wie sehr thut es ihm Noth, dieß einzusehen, sich zu demüthigen, und von dem, bey dem allein Wahrheit und Weisheit ist, Erleuchtung und Verzeihung zu erflehen!

II.

Die Verschiedenheit der Ansichten.

Wir stehen Alle — so kommt es mir manchmahl vor — in einer großen, hohen, gothischen Kirche, deren Schiff und Nebenräume viele Pfeiler stützen, welche, mit künstlichem und köstlichem Schnitzwerk verziert, sich dann oberhalb verästeln und das kühne Gewölbe tragen helfen. An den Pfeilern sind Altäre, Kanzeln, Bethstühle, Heiligenbilder, Grabmähler, Statuen u. s. w. angebracht. Rechts und links, vorn und hinten sind an demselben Pfeiler eine Menge Dinge zu sehen, und eben so neben den Pfeilern weg in den übrigen Räumen des majestätisch großen Gebäudes, so weit eben das Auge reicht, oder andere Gegenstände das Gesichtsfeld nicht begränzen. Jeder von uns sieht dieselbe Kirche, und Diejenigen, die näher beysammen stehen, auch denselben Pfeiler oder andern Gegenstand, nur je nach eines Jeden Standpunct — der von

rückwärts, der von vorn, dieser von der rechten, jener von der linken Seite, und jeder sieht ganz gewiß etwas Anderes, oder vielmehr Dasselbe von einem andern Standpuncte, der es aber völlig verschieden zeigt. Dieser erblickt den Altar, vor dem er steht, mit seinem Gemählde, seinen Leuchtern, Kerzen, Blumen u. s. w. — während der Andere ein schön in Stein gehauenes Grabdenkmahl mit seinen Figuren und frommen Sprüchen betrachten kann. Über den Plan und Bau der ganzen Kirche aber ist Keiner im Stande, sich von einem einzelnen Puncte aus einen richtigen Begriff zu machen. In einer wirklichen Kirche indeß kann ein Jeder überall hingehen; er kann die Pfeiler, die Abseiten, die Nischen und Capellen frey und von jeder Seite, wie es ihm beliebt, betrachten. — In der Gedankenkirche, die ich meine, und die nichts anders als die Welt ist, wie sie eben wirklich existirt, geht das nicht an. Da muß Jeder auf dem Standorte bleiben, auf den ihn Natur, Anlagen, Erziehung, Umgebung gestellt haben. Hier ist nur Wenigen, von der Natur oder dem Glücke vorzüglich begünstigten, vergönnt, sich mittelst einer höheren Genialität auch auf einen höhern Standpunct zu erheben, von wo aus ihnen der Ausblick auf mehrere Gegenstände oder

auf mehrere Seiten, von welchen sie zu betrachten sind, offen steht. Von dort aus können sich solche auch über den Plan und die Bauart der ganzen Kirche eine bessere Vorstellung abziehen, sie können mehr von dem Ganzen begreifen, aber auch sie werden nicht über Alles und nur über Weniges ganz richtig urtheilen.

Wie unduldsam wäre nun das Urtheil Desjenigen, der z. B. vor dem Altare steht, wenn er behaupten wollte, der Andere rückwärts müsse eben das erblicken, was Er sieht, oder — es wäre nicht möglich, daß dort ein Grabdenkmahl stünde, weil Er es nicht sehen kann. Und dennoch hören wir — und fällen wohl selbst täglich solche Urtheile! Wir sind nicht vermögend, unsern Standpunct zu verlassen und dorthin zu treten, wo der Andere steht, der denselben Gegenstand, aber von einer ganz andern Seite und folglich in ganz anderer Gestalt erblickt, und wir fordern doch, daß man uns unsern Standpunct, unser einseitiges Urtheil gelten lasse, während wir gar keine Anerkennung und Toleranz für fremde, eben so beschränkte Einseitigkeit haben.

III.

Die bauschigen Ärmel.

Die Welt wird jetzt erstaunlich bequem. Jedermann scheint nur beflissen, allen Zwang, alles Lästige aus seiner Umgebung zu entfernen, und in jedem Moment seines Lebens, bey jeder Verrichtung, jedem Genusse so wenig Mühe als möglich, und so viel Vergnügen als möglich zu haben. Die meisten Geistesrichtungen unserer Tage streben nur nach Ersparung von Kraft, Zeit und Anstrengung, nach möglichst großer Ungezwungenheit im häuslichen und geselligen Leben, nach Befreiung von allem, was eine Fessel, einem Bande, oder nur einem Bändchen ähnlich sieht! Und dennoch! In unserm überliberalen und bis zur Unhöflichkeit bequemen Zeitalter, welcher Einfluß, welche Autorität, ja welche Bezauberung ist es, die den Gebothen der allerlaunischesten, der allerveränderlichsten, der allerthörichtsten und der allereigensinnigsten al-

ler Tyranneyen, der Tyranney der Mode, so allgemeinen, so unbedingten, so willigen Gehorsam verschafft?

Gibt es etwas ungelegeners als diese bauschigen Ärmel in unserer jetzigen Frauentracht, sammt den Reifrockartigen Maschinen darunter, die durch Fischbein, Flaum oder andere Mittel, recht künstlich den weiten Ärmel von allen Seiten unterstützen, und der menschlichen Gestalt um die Schultern eine unnatürliche und daher gewiß nicht verschönernde Breite geben? Mit diesen Achselreifröcken stößt man überall an. Kaum können zwey Frauen bequem neben einander in einer Kutsche sitzen, besonders wenn noch eine oder die andere eine breite oder sehr zierliche Chemisette, Mantille oder dergleichen umhat. Bey Tische streift der hängende Ärmel über alle Schüsseln; beym Arbeiten, Schreiben u. s. w. stört und hindert er manche Bewegung, und über dieß alles braucht man, um dieser ungeheuern Ärmel willen, wenigstens um 3 — 4 Ellen Zeug mehr zu einem Kleide.

Das sind Klagen, die man von jeder Frau hört, und doch befolgt jede pünctlich und gewissenhaft das von der Göttinn Mode ausgegangene, und durch unbekannte Hände uns zugekommene — unausweichbare Gesetz. So quälten wir

uns vor ein paar Jahren mit den enormen Hüten, mit denen wir bey jeder Thüre anstießen, wie jetzt mit den Achseln. So denke ich der Zeit noch wohl, wo die Höhe der Frisuren unsere Damen zwang, die Kissen aus dem Wagen wegzunehmen, oder gar am Boden desselben zu knieen, weil der Haarthurm, auf welchem noch einige Federn schwankten, ihnen nicht erlaubte, auf die gewöhnliche Art im Wagen zu sitzen. Alles jammerte über diese Unbequemlichkeit, aber Jedermann unterwarf sich dem Ausspruch der Mode, von deren Tribunal, eben weil es überall und nirgends war, keine Apellation an gesunde Vernunft, Bequemlichkeit u. s. w. statt fand.

Aber damahls, wie wir im Wagen auf dem hölzernen Kasten saßen, oder am Boden knieeten; die Herren in seidenen Strümpfen, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm im Winter über die Straße gingen, oder doch im Wagen barhäuptig saßen, um den künstlich bepuderten Haarbau nicht zu verderben, und beyde Geschlechter sich demüthig in die harte Nothwendigkeit fügten: da fügten wir uns im Leben auch in so Vieles, was lästig schien, und was man doch ertrug, weil es einmahl Gesetz, Herkommen, Sitte war. Niemand fiel es ein, sich den Aussprüchen dieser Autoritäten zu entziehen,

und so war unsere Schmiegsamkeit unter das Geboth der Mode, so zu sagen, tout d'une pièce mit unserer ganzen Lebensansicht. Heutzutage aber, wo man im Leben sich über so manche Rücksicht, Beobachtung, ja Höflichkeitsregel hinaussetzt; wo man mit Fürsten und Autoritäten um jedes Recht, jede Leistung hadert; wo jeder Druck schmerzlich empfunden, und jeder Zwang als etwas, die angebohrne Würde des Menschen Entehrendes angesehen wird — jetzt — in dieser überaus liberalen Zeit, darf nur die Mode noch immer und unumschränkt tyrannisiren, und Lady Morgan, die geistreiche, Freyheit liebende und nur Freyheit athmende Frau, sagt in vollem Ernste in ihrem Book of the boudoir, daß ein Mensch verlohren sey (he is lost), der bey einem Morgenbesuch ein milchweißes Gilet anhätte, oder Abends eines, ich weiß nicht von welcher Farbe, genug eines, wie es die Mode verbiethet. Welcher König, welche Staatsverfassung dürfte sich bey dieser Frau einer solchen Unterwerfung rühmen? Und doch kennt Niemand die Kammern, in welchen jene Gesetze vorgeschlagen und deliberirt werden. Sie gehen, wie die Befehle des despotischesten Sultans, aus dem Harem aus, ohne den Wunsch oder Willen der Unterthanen im Geringsten zu berücksichtigen.

IV.

Modetyranney und Liberalismus. Unglaube und Aberglaube.

Die vorige Betrachtung, zu der mich die eigene Ungeduld über die Unbequemlichkeit unserer Frauentracht bewog, führte meinen Geist, als ich dem Gegenstande länger nachsann, durch allerley Wege der Gedanken endlich zu einer Betrachtung, welche zwar mit der vorigen nahe verwandt, aber eines viel ernsteren Inhaltes ist.

Gewiß kennen die meisten meiner Leser die geistreichen Briefe eines Verstorbenen, und haben in ihnen die treue und lebhafte Schilderung der Englischen Sitten, besonders in den mittleren und höheren Ständen gefunden. Dann werden sie nicht ohne Erstaunen in dem Lande der Freyheit, dessen politische Einrichtungen Frau von Staël mit so viel Begeisterung erhebt, neben dieser Freyheit im Denken, Schrei-

ben und Reformiren, die allerschrecklichste und kaum denkbare Sclaverey in Sachen der Mode, der Convenienz und der geselligen Formen entdecken. Sie werden kaum begreifen, wie und warum sich diese Menschen, die in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens so vernünftig und folgerecht handeln, die keinen unbefugten oder unbilligen Druck erleiden wollen — diese Menschen, welche die Ketten der unglücklichen Negern gebrochen, den Katholiken ihre bürgerlichen Rechte zurückgegeben, und selbst alter, durch langen Gebrauch geheiligter Verfassungsformen, weil sie unbillig geworden, nicht geschont haben — wie diese Menschen sich so armseligen, kleinlichen, ja läppischen Einschränkungen ihres Willens und seiner Ausübung in den Handlungen des alltäglichen Lebens unterwerfen mögen! Und dennoch ist es so. Selbst Engländer bestätigen es; sie gestehen, daß die Formen des conventionellen Lebens bey ihnen bis ins Kleinste mit einer Art von chinesischen Genauigkeit festgestellt sind; daß man sich, wenn man für gebildet, ja nur für gesittet gelten will, niemahls wider das Kleinste dieser Gebothe oder Verbothe versündigen darf, und daß Geringschätzung und Lächerlichkeit auch den Verdientesten treffen und verfolgen würde, welcher sich ei-

ne oder wohl gar mehrere solcher Versündigungen zu Schulden kommen ließe.

Diese Betrachtung erklärt und entschuldigt auch wohl zum Theil das „he is lost“ der Lady Morgan, das mir, abgesehen von dieser Engländischen Formenbeobachtung, gar so ärgerlich schien. Nein! So hätte Frau von Staël, die doch gewiß die Freyheit liebte, wenn sie sich auch minder grell als Lady Morgan darüber ausdrückt — nicht geurtheilt! Ihr wäre der biedere, der gelehrte, oder sonst verdienstliche Mann kein Verlohrner gewesen, wenn er auch in seinem Anzuge sich wider die Gesetze der Mode und Eleganz vergangen hätte. Z. Werner, der Sänger der Söhne des Thals, dieser geistreiche, seltsame, in sich selbst zerfallene, aber gewiß herzlich gute Mensch, hat sie in Coppet besucht, und war dort nach seinem Werthe und nach der Empfänglichkeit der genialen Frau für alles Höhere, Ausgezeichnete in der Literatur, aufs Beste aufgenommen worden. Damahls habe ich Wernern nicht gesehen, wohl aber früher sehr oft, wie er denn, noch weltlich, bey seinem ersten Aufenthalte in Wien, unser Haus oft durch seinen freundschaftlichen Besuch erfreute. — Nun war Werner, seinem eignen Geständnisse in Briefen und münd-

lichem Verkehr zufolge, nichts weniger als elegant, und wenngleich damahls ein ziemlich junger und nicht übel gebildeter Mann, doch von aller Fashionablität so weit entfernt, daß er nicht einmahl die Gesetze der Reinlichkeit beobachtete. Diesen also hätte Lady Morgan nicht empfangen; sie hätte ihm, wie sie selbst sagt, nicht genug Bildung und feine Sitten zugetraut, wenn er bey einem Morgenbesuch ein milchweißes Gilet angehabt hätte. Und das hätte Werner in seiner Unbewußtheit sicher gethan, wenn auch das Gilet bey dem häufigen Gebrauch des Tabaks nicht lange milchweiß geblieben wäre.

Nun sind zwar bey uns in Wien die Ettikette- und Anstandsgesetze weder so strenge, noch so allgemein ausgesprochen wie in England; aber man nähert sich allgemach dieser Mode, und wie in England die „Exclusives" (ich schreibe aus dem Gedächtnisse, und weiß also nicht, ob ich ganz genau bin) den Ton in allen diesen Förmlichkeiten angeben, und sich das Richteramt in diesen kitzlichen Fällen anmaßen, so fängt auch bey uns ein Theil der großen und höchst eleganten Welt an, solche Gesetze mit eben so vieler Machtvollkommenheit als Laune auszusprechen. Was sie gebiethet, muß befolgt werden,

wenn man in diesen Cirkeln gelten will, und ihr willkührlicher Codex erstreckt sich noch weiter und wird auch außerhalb diesen Kreisen mit Bereitwilligkeit angenommen, und mit Pünctlichkeit befolgt. Obwohl die übrige schöne Welt, die durchaus nicht zu jenem Stande gehört, sich davon entbunden glauben dürfte, will sie dieß doch nicht scheinen, und ihre Eitelkeit schmeichelt sich mit einer vollkommenen Gleichstellung, weil sie denselben Gesetzen huldiget.

Jedem, der das gesellige Leben in Wien vor dreyßig Jahren gekannt hat, und es jetzt wieder sieht, muß sich die Bemerkung aufdringen, daß in dem Maße, wie sich der Luxus und die tausenderley Vorschriften der eleganten Ettikette vermehren, die wahre Geselligkeit und der zwanglose Freudengenuß sich sammt der Empfänglichkeit für einfache Vergnügungen verlohren haben, und künstliche Reitze, gesteigerte Pracht, weitläufige Anstalten an ihre Stelle getreten sind.

Die Zeiten sind freylich vorüber, wo man eine Art von Stolz und Prahlerey darein setzte, sich über Alles, was in der Religion Dogma oder Geheimniß war, was uns zu glauben gebothen ist, und was nie ein Gegenstand philosophischer

Untersuchungen seyn kann, lustig zu machen und es als altes Vorurtheil schnöde hinweg zu werfen. Es war dieß hauptsächlich bey uns in dem siebenten und achten Decennio des vorigen Jahrhunderts — ebenfalls Mode, Ton gewesen. Man mußte ein Freygeist seyn, um für einen starken oder tiefen Geist zu gelten. Viele waren es wirklich, noch Mehrere affectirten es zu seyn, die vielleicht, wie Gellerts Freygeist, sich aus Furcht vor der Hölle von ihrer alten Magd hätten widerlegen und bekehren lassen. Späterhin, nach der Revolution, als die französischen Armeen sich über das unglückliche Deutschland ergossen, und ein schreckliches Geschick uns mit eiserner Hand packte, da wendeten Viele, wie es eben jener fromme Sänger Werner in einem seiner Gedichte rieth, sich von der traurigen Wirklichkeit zur tröstenden Idee. Der fast erloschene religiöse Glaube wurde wieder angefacht, und von der Welt verlassen, kehrten sich Viele zu Gott, der denn als der gütige Allvater die verirrten verlornen Kinder, welche in der freudenlosen Wüste kalter Zweifel und unfruchtbarer Speculation bald zu Grunde gegangen wären, wieder liebreich aufnahm, ihnen Trost, Beruhigung und Muth schenkte, und sie endlich auch wirklich vom Fremdlingsjoch erlöste.

Indessen sind seitdem beynahe dreißig Jahre vergangen. Jene Eindrücke haben ihre Kraft und Stärke verlohren, ja die Vergeßlichkeit und Veränderlichkeit der Menschen geht so weit, daß Vielen derselbe Napoleon, den sie oder ihre Väter verwünschten, den zu ermorden, manchem Schwärmer kein Verbrechen, sondern ein Märtyrerthum schien, welches die Palme verdiente — nun als ein Verfechter der Freyheit, als ein Wohlthäter des Menschengeschlechts vorkommt. Vergessen ist der Zwang, den er auf Handel, Verkehr, Presse und öffentliche Meinung übte; vergessen seine Nichtachtung des Menschenlebens, sein Brechen aller Verträge, sein Soldatenregiment u. s. w. — alles das, worüber oder worunter Frankreich und Deutschland seufzten; und nur die glänzenden Farben an dem Bilde des Helden, sein gewaltiges Genie, sein Feldherrntalent, sein Niederschlagen der Hydra der Revolution, und das unstreitig große Gut, welches ihm dadurch die Menschheit dankt, stehen jetzt vor den bezauberten Blicken. Das ist die aura popularis!

Da nun die Erinnerung an jenen Druck sich bey Vielen gänzlich verlohren hat, wie das Vorhergesagte zeigt, so ist es natürlich und dem Gange unserer Ideen vollkommen angemessen,

daß die religiösen Gesinnungen, welche das Unglück jener Epoche in uns erweckte, mit der Wirkung jenes Unglücks in uns nachgelassen, aufgehört, und eben so entgegengesetzten Regungen Platz gemacht haben, wie wir über jenen Heldengeist häufig im Gegensatz von ehedem äußern hören.

Zwar wird im Äußerlichen bey allen Religionspartheyen der Anstand, die Form jetzt noch immer mit Ernst berücksichtigt; bey öffentlichen Anlässen, in der Erziehung der Jugend auf Erweckung und Erhaltung religiöser Gesinnungen gesehen; eine Menge Erbauungsschriften erscheinen, und es ist nicht zu verkennen, daß von Seite der Regierungen, und hin und wieder auch von Einzelnen, dahin gearbeitet wird, die religiöse Wärme, in so weit sie noch in den Völkern lebt, anzufachen und zu nähren. Aber können wir es uns verbergen, daß an allem diesem mehr Schein als Wirklichkeit ist? Kann man im Allgemeinen (Ausnahmen gibt es überall) an ein lebendiges religiöses Gefühl glauben? Was geschieht in Frankreich? Wie drücken sich die französischen Schriftsteller aus, wenn sie der christlichen Religion und ihrer Gebräuche etwa einmahl in einem Romane oder Theaterstücke erwähnen? Sollte man nicht meinen, sie sprächen

von einer Mythologie, die sie zwar im öffentlichen Leben ehren, um kein Scandal zu geben, die aber durchaus für sie kein Gegenstand des Glaubens und der Nachachtung seyn kann? Und wohin strebt die Philosophie in Deutschland? Ist sie nicht eigentlich bloß Pantheismus, Naturphilosophie, und unendlich weit von der geoffenbarten Religion entfernt?

Wenn auch jetzt der Unglauben sein Haupt nicht so ungescheut erhebt, wie es unter Friedrich II. und Joseph II. in Deutschland geschah; wenn seine Stimme in Frankreich nicht so laut schallt, wie vor und während der Revolution, bis eben jener gewaltige Geist, der dieses Chaos ordnete, mit klugem Sinne erkennend, daß ein Volk, das regiert werden soll, eine Religion haben müsse, den Katholicismus, so weit er es vermochte, nähmlich fürs Äußere und als Staatsreligion einsetzte — wenn also, wie ich sage, der Unglauben in unsern Tagen nicht so öffentlich herrscht, so sind wir doch weit entfernt davon, wahrhaft gläubig, und echte katholische Christen zu seyn, welche ein Franz von Sales, ein Fenelon, ein Thomas von Kempis, für seine wirklichen Glaubensgenossen erkennen würde.

Und diese Menschen, die im Allgemeinen wenig oder nichts von dem glauben, was ihnen

als Christen (von welcher Confession sie seyn mögen), zu glauben vorgeschrieben ist; diese Menschen, die sich aus ihrer Religion nie eine Angelegenheit gemacht haben; die das innere Leben mit Gott, für einen Traum, und das zukünftige für eine bloße Möglichkeit halten, diese Menschen sind meist alle sehr geneigt, ja ich möchte sagen erpicht, alles Wunderbare, Unbegreifliche, alles was der gesunden Vernunft scheinbar oder wirklich widerspricht, mit Hast zu ergreifen und mit Eifer festzuhalten. Welchen Glauben finden nicht alle Wundercuren! Wie viel folgsame Anhänger haben die unbegreiflich kleinen Gaben der Homöopathie! Wie viel Aufsehen hat nicht die Seherin von Prevorst und ihre Geister; jene prophetische Frau bey Dresden, und die Katherine oder Margarethe Emerich bey — Osnabrück — wenn ich nicht irre, erregt! Wie begierig horcht man auf die wunderbarsten Ergebnisse des thierischen Magnetismus, und ist bereit, Alles ohne weitere Prüfung auf Treu und Glauben irgend eines unbekannten Autors oder einer Zeitschrift anzunehmen, während man mit der spitzfindigsten Klugheit an allen historischen Zeugnissen unserer Religion mäkelt und sichtet, und das ganze Christenthum auf eine bloße Moralphilosophie redu-

ciren möchte, die nichts Positives als den Glauben an einen einzigen Gott voraussetzt, dessen Werk, oder Emanation, oder Gehäuse, in dem er wirkt, die Welt ist. Und auch diese Moral muß sich endlich, je nachdem Erziehung, Nationalität, Vorurtheile, Bedürfnisse, Leidenschaften, mit mehr oder minderer Kraft fordern, ganz bequem nach dem jedesmahligen Bedarf modeln lassen, ohne das Gewissen mit zu strengen Forderungen zu beschweren.

Woher diese sonderbaren Widersprüche? Woher dieser Gehorsam auf der einen, und diese Widersetzlichkeit auf der andern Seite? Woher dieser Unglauben, diese Kälte gegen Alles, was außer dem Bereich der Sinne liegt, wenn es sich um Gegenstände der Religion handelt, und diese prüfungslose Leichtgläubigkeit, die sich dem Unwahrscheinlichsten, dem Absurdesten hingibt, wenn es den Hang zum Wunderbaren reitzt?

Ohne mir anzumaßen, eine genügende Erklärung in dieser Hinsicht gefunden zu haben, möchte ich es wagen, dahin zu deuten, wo mir tief im Innersten und Heiligsten unsrer menschlichen Natur, jene Triebe zu liegen scheinen, welche des Geheimniß unserer Bestimmung auf

Erden, und die Bürgschaft unserer höhern Abkunft und künftigen Entwicklung zu einem bessern Daseyn enthalten, und welche zugleich, wie ich glaube, zur Lösung jener scheinbaren Widersprüche in der Entfaltung unsers äußern Wesens dienen könnten.

Der Mensch ist ein geselliges Geschöpf. Daß der Trieb der Geselligkeit ihm eingepflanzt ist und ihn gewaltig beherrscht, davon ist der Zustand der wilden Bewohner jeder neuentdeckten Küste ein unwidersprechlicher Beweis; denn auf jeder fanden die Seefahrer die Menschen in kleinern oder größern Gesellschaften, durch losere oder festere Bande des bürgerlichen Vereins mit einander verbunden, nie aber völlig vereinzelt. Ja, je loser diese Bande, je weniger zahlreich die Einwohner waren, je dumpfer, thierähnlicher und beklagenswerther war der Zustand derselben. Die erste so lange währende Hülflosigkeit des Menschenkindes, die dasselbe an eine dauerhafte Verbindung seiner Ältern, an ein Eheband weiset, im Gegensatz mit dem jungen Thiere, das seine Selbstständigkeit bald erreicht, und den Ältern keine weitern Pflichten auferlegt; — die seltenen Beispiele von

verlornen Kindern, welche in Wäldern unter Thieren aufgewachsen, in ihrer Verwilderung auch mehr Thieren als Menschen glichen; — Alles dieß beweiset unumstößlich, daß der Mensch nur unter Menschen, nur in der Gesellschaft, nur durch Wechselhülfe, Wechselwirkung, Wechselbildung die Stufe von Cultur und Geistesentwicklung hat ersteigen können, auf welcher wir ihn gegenwärtig sehen. Es ist also dieser Trieb der Geselligkeit ein von der Weisheit des Schöpfers in ihn gelegtes Element, welches ihn treibt, sich an Wesen seiner Art anzuschließen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu gemeinschaftlichen Zwecken zu machen, und — was nothwendig daraus folgt — einen Theil seiner eignen unbeschränkten Freyheit aufzugeben, um der Vortheile, welche aus der Verbindung mit Andern entspringen, theilhaft zu werden. Zu diesem Endzweck scheint ihm noch ein anderer mächtiger Trieb beygegeben, der ihn eben auch zur Geselligkeit führt und nur in der Geselligkeit wurzelt, aber gewiß zur Entwickelung und Cultur des Menschen unentbehrlich ist. Es ist dieß der Trieb oder Instinct der Nachahmung; dieser unwiderstehliche Reitz, der ihn mit fast sympathetischer Gewalt treibt, Alles nachzumachen, was er Andere seines Gleichen

thun sieht, und sich ihnen hierdurch aufs innigste anzuschließen. Dieser Trieb ist es, der als Mode im geselligen Leben mit unausweichbarer Autorität herrscht; er ist es, der bey guten oder schlimmen öffentlichen Anläßen, wenn es die Vertheidigung des Vaterlandes gilt, oder wenn ein Aufstand die Menge aufregt, Tausenden die Waffen in die Hand gibt, weil hundert oder vielleicht nur zehn sie vor ihnen ergriffen haben; er ist es, der — ein ganz neuerliches Beispiel in der traurigen Zeit der Cholera, jedes öffentlich oder privatim angerathene Heilmittel, jedes Präservativ, jede Veranstaltung, ohne weitere Prüfung, ohne ärztlichen Rath, mit Hastigkeit anwenden und ergreifen hieß, bloß — weil es Andere gebraucht hatten.

Nebst diesen Trieben der Geselligkeit und Nachahmung liegt auch noch in des Menschen innersten, heiligsten Herzenstiefen das religiöse Gefühl, die Fähigkeit zu glauben, und auch dieß ist ihm von der weisen Vorsicht zu seinem Glücke eingepflanzt. Wenn jene ersten beyden Regungen dahin abzweckten, sein leibliches Wohl zu befördern, seine Kräfte zu entwickeln, seine Fähigkeiten auszubilden, und ihm die

größtmögliche Summme irdischen Vergnügens zu verschaffen: so ist dieß Gefühl der höchste, kostbarste Schatz, den er von der Güte Gottes empfangen konnte. Es ist der Beweis seiner höheren Abkunft, der Grund seiner reinsten und unverlierbaren Freuden, der Leitstern zur Erkenntniß des höchsten Wesens, zur Vereinigung mit ihm; es ist endlich die Bürgschaft seiner Unsterblichkeit und einer endlos fortschreitenden Entwickelung. Auch dieses Gefühl, dieses innere Anerkennen von etwas Übersinnlichem, von einer höheren Kraft, welcher Alles, was wir hier um uns sehen, sein Entstehen und seine Fortdauer verdankt, findet sich bey jedem Einzelnen so wie bey jedem Volke, auf wie niedriger Stufe der Cultur es auch stehen möge. So wie die Seefahrer kein Volk ohne einen, wenn auch rohen, Anfang bürgerlicher Gesellschaft fanden, so fanden sie auch keines ohne religiöse Begriffe. Es hatte seine Fetische, seine meist mißgestalteten Götzenbilder, seine oft ungereimten Vorstellungen von der Gottheit; aber es hatte eine Religion und religiöse, wenn auch barbarische, Gebräuche. Diese allgemeine Verbreitung des religiösen Gefühls scheint mir nun eben so unwidersprechlich wie jene Beyspiele vom Triebe der Geselligkeit und Nachahmung zu beweisen, daß Re-

ligion und bürgerliche Gesellschaft nicht etwas von menschlichem Scharfsinn Erdachtes oder von der Nothwendigkeit Aufgedrungenes, sondern ein Geschenk der Gottheit sey, welche ihren Liebling unter den irdischen Geschöpfen, den Menschen, nicht schutz- und wehrlos in eine unbekannte Welt hinausstoßen wollte, während sie die untergeordneten Geschlechter der Thiere mit Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung, mit viel schärferen Sinnen, und endlich mit unfehlbaren Instincten ausgerüstet hat, die für des Thieres physisches Wohlseyn viel untrüglicher sorgen, als Überlegung und mühsame Erfahrung bey dem Menschen.

Wenn nun Leidenschaften oder Sinnlichkeit, wenn Überbildung oder Mißbrauch der Vernunft den Menschen dahinführen, das Ziel zu verkennen, wohin ihn jene von der Vorsicht in ihn gelegten Triebe leiten sollen; wenn sein Eigenwille jene Schranken einreißen möchte, welche die freye Ausübung seiner Kräfte hemmen; wenn seine Begierlichkeit vor keiner vergeltenden Gerechtigkeit mehr zittern zu müssen wünscht — dann bleiben doch jene angebohrnen Triebe in ihrer ganzen Kraft auf dem Grunde seines Her-

zens zurück, aber sie wirken nach verkehrter Richtung und bringen die seltsamsten Mißgestalten hervor. Die Erscheinung ist nicht neu, daß zu derselben Zeit der ärgste Aberglauben mit dem entschiedensten Unglauben unter den Menschen herrschte. Es war dieß der Fall zur Zeit des höchsten Glanzpunctes der Römischen Monarchie, als Reichthum, Verfeinerung und Lasterhaftigkeit alle Schranken eingerissen hatten, die Leidenschaften zügellos raseten, und die, freylich allzu menschenähnlichen, Gottheiten der Römischen und Griechischen Mythologie keinen Glauben mehr fanden. Damahls machte sich der traurigste Aberglauben neben dem ausgesprochensten Unglauben Platz. Die Gottheiten aller besiegten Völker und ihr Cultus wurden in Rom aufgenommen, und keiner war zu thöricht, der nicht seine Anhänger unter den verderbten Römern gefunden hätte. Eben so hatte sich in Paris, kurz vor der Revolution, und wie durch die sogenannte Philosophie aller religiöse Glaube vernichtet war, der Wunderglaube an einen St. Germain, Mesmer, Cagliostro mit unwiderstehlicher Gewalt aller der Geister bemächtigt, welche längst jede Fessel der Sittlichkeit oder Religion gesprengt hatten.

Ja, diese Liebe zum Wunderbaren und Un-

begreiflichen; dieser halb sehnsüchtige, halb scheue, und darum unwiderstehliche Hang, welcher Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Geringe zu jeder Erscheinung, zu jeder Erfahrung zieht, durch welche der Mensch hofft, die Schranken der irdischen Bedingungen zu überspringen, und einen Blick in die übersinnliche Welt zu thun — dieser Hang ist es, der nach meiner Meinung einen siegreichen Beweis für die Existenz des uns angebohrnen religiösen Glaubens gibt, und der, wenn ihm die echten Gegenstände fehlen, an denen er sich üben sollte, auf Thorheiten, Abentheuerlichkeiten und Aberglauben verfällt. So sagt Th. Moore in den Notices über das Leben seines Freundes Lord Byrons, von diesem: Wir haben diese religiösen Gefühle gesehen, welche eine Seele, wie die seinige, nothwendig besitzen mußte, und welche, als sie später von ihrer rechtmäßigen Richtung abgelenkt wurden, einen Ausweg in einer poetischen Naturverehrung, und in den düsteren Surrogaten für die Religion fanden, welche der Aberglaube darbiethet *).

---

*) We have seen such feelings of piety, which a soul like his, could not but possess, and which, when afterward diverted out of their legitimate

Eben dieß gilt auch von dem Triebe zur Geselligkeit, der uns ebenfalls angebohren ist, und der uns antreibt, uns unsers Gleichen zu nähern, uns ihnen gleichzustellen; zu thun, was wir sie thun sehen, unsere Freyheit theilweise aufzugeben und uns den Gesetzen zu unterwerfen, welche nothwendig sind, um der Vortheile des geselligen Vereines theilhaft zu werden. Wenn nun freyere Regierungsformen, bequemere Umstände, große Verfeinerung der Lebensgenüsse die Menschen über vielen Zwang, viele Beschränkungen, Entbehrungen, Anstrengungen hinausgehoben haben, und ihnen die geselligen Bande minder fühlbar zu werden anfangen, dann treibt jener angebohrne Trieb sie dazu, willkührliche Surrogate zu erfinden, und sich eingebildeten Gesetzen zu unterwerfen, denen — eben weil man sie selbst erdacht hat — mit dem größten Eifer gehorcht wird; denn es scheint: der Mensch, so lange er hier auf Erden wandelt, muß an das Übersinnliche glauben, und das Band der Gesetze anerkennen und empfinden.

channel, found a vent in a poetical worship of nature, and in that shadowy substitute for religion, which superstition offers.

V.

Allgemeine Nivellirung.

Im Anfange der französischen Revolution, als alle Köpfe von den neuen Ideen schwindelten, welche sich der menschlichen Geister zu bemächtigen begannen, und wo selbst die besten und edelsten derselben, eine Morgenröthe besserer Zukunft für das ganze Geschlecht in der Verbreitung und Verwirklichung jener Ideen aufgehen zu sehen hofften, damahls wurde auch von den allereifrigsten Anhängern derselben die allgemeine Gleichheit als eines der Grundgesetze in der neuen Gestaltung der Dinge proclamirt. Vernünftige Leute sahen nun wohl ein, daß dieß eine Chimäre sey, indem durch die ungleiche Vertheilung der natürlichen Gaben, der Geschicklichkeit, des Scharfsinns, der körperlichen Gesundheit und Kraft, der Schönheit, Gewandtheit, selbst der List und Bosheit in den Individuen, jene Gleichheit jeden Augenblick ge-

stört und aufgehoben werden mußte; dennoch gab es viele, selbst achtbare Menschen, welche davon träumten, und in unsern Tagen noch haben die St. Simonianer etwas Ähnliches gepredigt und auszuführen gestrebt.

Jene chimärische Idee von allgemeiner Gleichheit reducirte und läuterte sich bald in die Abschaffung alter Bevortheilungen, Privilegien und Bedrückungen gewisser Classen der Gesellschaft. Ich erinnere hier nur an die Abschaffung der Leibeigenschaft, welche indeß Kaiser Joseph schon früher in seinen Staaten, so weit seine Gewalt reichte, aufgehoben hatte; an die Minderung der Robothen; an die Beschränkung und endliche Aufhebung des Sclavenhandels; an die Emancipation der Katholiken u. s. w. Nahe und unmittelbar dazu gehörte auch die Ansicht, daß der auf diese Weise der bürgerlichen Gesellschaft und allen ihren Genüssen und Vorrechten wiedergegebene Mensch, auch vor dem Gesetz mit allen Andern gleich gehalten werde, und auch hierzu sind in unsern Tagen große Schritte durch Nationen und Regierungen gethan worden.

Während nun auf diesem durchgreifenden und nicht immer gefahrlosen Wege sich die gro-

ßen Ungleichheiten in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft zu ebenen und zu verflachen begannen, wirkte ihrerseits die Zeit, der Scharfsinn des Menschen, der Wunsch nach Verbesserung seines Zustandes, die Rastlosigkeit des Geistes, welche von jeder mit Mühe erstiegenen Stufe nach neuen blickt, die noch zu ersteigen wären, und vor Allem die Menge des vorhandenen Geldes (das Papiergeld in allen Staaten mitgerechnet) dahin, eine andere Bahn zu finden, auf welcher jene Verschiedenheiten der menschlichen Zustände und Verhältnisse am leichtesten und wirksamsten verschwinden könnten. Es ist dieß der weitverbreitete Luxus, die Liebe zum Genuß, zur Bequemlichkeit, welche, im Bunde mit der Mode, und dem Zeitgeist, tausende von Erfindungen zu Tage gefördert haben, wodurch eine gewisse Gleichstellung in allen Artikeln und Gegenständen des häuslichen Lebens, des Anzugs, der Einrichtung, des Schmuckes, der Bauart, der Nahrung, ja sogar des körperlichen Aussehens erreicht wird.

Die Mode hat mit ihrem unausweichbaren Scepter gewirkt, und verschwunden sind aus

den Pallästen der Großen die massiven mit Vergoldungen gezierten Stühle und Canapee's, die ungeheuern Kronleuchter, die kostbaren Truhen und Kästen von Chinesischem Lack, die Tapeten von schwerem Damast, und noch früher die bebilderten Gobelins, welche eine ganze Gesellschaft mythologischer Personen oder Helden des Alterthums um die Bewohner dieser majestätischen Säle versammelten. Ein leichteres, gefälligeres Ameublement hat jene veraltete Herrlichkeit verdrängt. Es kostet wenigstens im ersten Ankauf nicht so viel, als die solide, prächtige Einrichtung der Vorfahren, und ob diese leichten Formen, diese flüchtigen Stoffe dauern werden, wird nicht gefragt. Sie sollen eben nicht dauern, sie sollen in wenigen Jahren neuen, nach dem künftig herrschenden Geschmacke, Platz machen; es soll Alles immer elegant, frisch, neu und zierlich aussehen. Ob diese öfteren Veränderungen in kurzen Zwischenräumen nicht eben so hoch zu stehen kommen werden, als die kostbarere, aber für lange Dauer berechnete Einrichtung der Voraltern, wird auch nicht gefragt, und so stellen sich die Gemächer des höchsten Adels, ja regierender Herren, ziemlich den Gemächern reicher Privatpersonen gleich, von denen abermahls bis zu den Umgebungen minder Bemittelter kein so

greller Abstand statt findet. Alles ähnelt sich, derselbe Geschmack, dieselbe Leichtigkeit, dieselbe Frische zeigt sich überall in Häusern, Gärten, Zimmereinrichtung, und der Unterschied der Stände und Verhältnisse ist in dieser Hinsicht viel minder ausgesprochen und in die Augen fallend, als ehemals.

Noch ausgleichender und vereinigender ist die jetzige Modetracht bey Männern und Frauen. Nun sieht man an Gallatagen bey Hof oder bey andern Feyerlichkeiten keine Kleider mehr von Drap d'or oder d'argent, die Gold- und Silberstickereyen, der Luxus mit Knöpfen von brillantirtem Stahl, von Edelsteinen, auf Kleidern aus geblümten Sammt oder Vigogne haben sich verlohren. Die Uniformen uniformiren Alles, und der reichste Fürst ist bey solchen Gelegenheiten (wenn er nicht den Vortheil hat, sich im prächtigen ungarischen Costume zeigen zu können) nicht anders gekleidet, als der einfache Kammerherr oder Landstand, der vielleicht im ganzen Jahre nicht so viel zu verzehren hat, als jener in einer Woche verschwendet. Im gewöhnlichen Leben trägt kein Mann etwas anders, als dunkle oder schwarze Fracks oder Oberröcke.

Da sieht nun einer gerade so aus wie der Andere, wenigstens in einiger Entfernung, und die Feinheit des Tuches, des Battistes am Hemde, die Echtheit der Edelsteine oder Caméen an den Knöpfen, die dieses halten, können nur in der Nähe und nur von Kennern erkannt werden. Überdieß noch kleiden sich auch die unteren Stände feiner, und so verflößt sich auch hier der Unterschied vom Bürger zum Fürsten in unmerkliche Verschiedenheiten.

Etwas Ähnliches biethen die weiblichen Trachten dar. Zwar haben wir keine Uniformen, es ist den Frauen erlaubt, sich den Eingebungen ihres Geschmackes und Schönheitsinnes zu überlassen, und ihre Reize durch kostbaren Schmuck, durch elegante Formen und wohlgewählte Farben zu erheben, so daß das vielfarbige Tulpenbeet schöngeschmückter Frauen bey irgend einer feyerlichen Gelegenheit dem Auge gefällt, und der Geist angenehm in Betrachtung der Mannigfaltigkeit bey der durch die Mode strenge vorgeschriebenen Übereinstimmung beschäftigt ist. Im täglichen Verkehr erzeugt die ungemeine Wohlfeilheit der Baumwollen- und Leinenstoffe, welche auch der ärmeren Classe das Tragen derselben möglich macht, eine große Ähnlichkeit des Costumes, und hier macht

nur der edlere oder gemeinere Geschmack in der Wahl der Formen und Farben, die Haltung des Körpers, kurz das, wodurch der innere Mensch sich ausspricht, den eigentlichen Unterschied zwischen den höher gebildeten und gemeineren Classen.

Darf man Geistiges mit bloß zufälligen Äußerlichkeiten vergleichen, so möchte ich sagen, es ist mit diesen Anzügen wie mit der hübschen Diction in der Schriftstellerey. Unsere deutsche Sprache ist seit drey, vier Decennien durch vielfache Bearbeitung, durch Übersetzungen, durch die Sorgfalt, mit welcher schon in den Schulen auf reine Sprache und Styl gehalten wird, endlich durch die ungemeine Verbreitung der Lectüre mittelst der Zeitungen, Journale, Pfennigmagazine, Leihbibliotheken u. s. w., so geschmeidig, und der Vortrag so geübt worden, daß eine geläufige, ja sogar eine zierliche Art, sich im Schreiben auszudrücken, keine seltene Erscheinung mehr, wohl aber ihr Abgang ein auffallender Mangel ist, was noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren durchaus nicht der Fall war. So wie nun bey der Möglichkeit, sich um geringen Preis hübsch zu kleiden, nur der innere Gehalt der Person sie zu ihrem Vortheil unterscheiden kann, so muß auch ein Buch durch inneren Werth,

durch Neuheit oder Tiefe der Gedanken, der Ansichten, durch Wahrheit der Charactere, durch Wichtigkeit der Entdeckungen u. s. w., nach Maßgabe des Inhalts sich auszeichnen, wenn es Anspruch auf eine größere Aufmerksamkeit des Publicums machen will, da die sogenannte schöne Diction jetzt fast ein Gemeingut, und sehr oft die glänzende Hülle eines höchst alltäglichen Inhaltes ist.

Auch die moderne Architectur hat ihrerseits die Richtung so genommen, daß eine größere Gleichheit, wenigstens im Äußeren der Wohnungen, eingeführt ist. Die kleinen Häuser, die nur ein oder zwey Stockwerke, oder gar nur ein Erdgeschoß hatten, die alten baufälligen Gebäude, mit Holz gedeckt, mit hölzernen Gallerien und Treppen, mit kleinen ungleichen Fenstern und finstern Wendelstiegen, sind aus der Stadt und den Vorstädten allmählig verschwunden. Zwey-, drey- und vierstöckige Häuser erheben sich an ihrer Stelle, freundliche Balcone, große, oft auch sogenannte lombardische Fenster, breite, helle Treppen schmücken diese Gebäude, und die Familien des ärmeren Mittelstandes, ja des Handwerkers leben jetzt in eben so

hübschen Häusern, als die bemittelten Classen. Freylich birgt oft hinter diesen großen, hellen Scheiben Noth und Elend kaum seine Blöße; freylich hängt aus diesen lombardischen Fenstern zerrissene Wäsche heraus; aber von Außen ist die Gleichheit hergestellt, und vielen Familien in beschränkten Umständen wird es eben dadurch unendlich schwer, eine wohlfeile Wohnung zu finden, wie jene alten, oft unbequemen, aber einfachen Häuser sie darbothen.

Um auch in kleinen aber nicht unwichtigen Besitzthümern und Geräthschaften die, wenigstens scheinbare, Gleichheit zu erzwecken, wurde das Plattiren des Silberzeuges, das sogenannte Bronze, welches dem Gold in Nippen und kleinen Habseligkeiten täuschend ähnlich sieht, und endlich die Kunst erfunden, auch Edelsteine von allen Farben und Werthe mit großer Schönheit nachzumachen. Wer vermag nun bey einer glänzenden Soirée zu unterscheiden, ob dieses Theegeräthe, diese Körbchen, diese Leuchter wirklich schweres Silber oder nur plattirt — ob jene Armbänder an der eleganten Dame feines Gold und echte Edelsteine, oder nur täuschende Flitter sind? — Es kommt Vieles darauf an, wer

solche Dinge besitzt oder trägt, und ob es wahrscheinlich ist, daß sie vermöge der financiellen Lage dieser Personen echt seyn können. Wenn dieß ist, wer wird dann wohl daran zweifeln? Wer aber kann, so wie sich diese Dinge jetzt in der Welt gestaltet haben, auch mit Zuversicht behaupten: dieses Silbergeräth, dieser Schmuck ist echt, weil ihn N. N. besitzt? —

Wenn aber der Besitz und das zur Schaustellen eines angeerbten oder wohl erworbenen Reichthumes kein sicherer Beweis für den wirklichen Wohlstand der Familien mehr ist, wenn es, wo nicht Jedem, doch Vielen leicht wird, mit geringen Kosten einen vorübergehenden Anschein gleicher Herrlichkeit täuschend zu lügen, indem er sich jene schimmernden Surrogate wahrer Kostbarkeiten anschafft — muß da nicht allmählig der Werth auch jener echten Reichthümer, oder wenigstens der Glanz, den sie über ihre Besitzer verbreiteten, in etwas sinken, weil sie aufgehört haben, eine hervorragende Auszeichnung, und etwas der Mehrzahl Unerreichbares zu seyn?

Es ist in der That nicht wenig, was der Zeitgeist an der allgemeinen Nivellirung der

Stände und Lebensverhältnisse seit ungefähr dreyßig Jahren gewirkt hat, indem er jene Unterscheidungen in den äußeren Bedingungen aufhob, oder wenigstens verflachte. Aber man ist in unseren Tagen noch weiter geschritten. Nicht bloß die äußeren Umgebungen des Menschen, in Wohnung, Kleidung, Hausgeräthe und Schmuck, haben durch die Macht der Mode und des Zeitgeistes eine allgemeine Verähnlichung erfahren; sogar mit dem Körper des Menschen, mit seinem eigenen Ich haben sich gleiche Verwandlungen zugetragen, und schön und häßlich, alt und jung sind einander durch tausend Erfindungen des Luxus, der Industrie und Eitelkeit genähert worden. Die Unterscheidungen in Form und Stoff der Kleidung nicht bloß zwischen den Ständen, sondern auch zwischen den Lebensaltern sind verschwunden. Nicht mehr gibt es, wie ehedem, eigene Formen in Haarputz und Kleidung für Matronen und alte Männer. Die Großmutter prangt mit braunen oder goldenen Locken unter dem Hut oder der Haube, welche eben so mit Federn und Blumen geschmückt sind, wie bey ihrer Tochter oder Enkelinn, und wenn ihn nicht bey näherer Betrachtung die Runzeln des Gesichtes verrathen, so wird Niemand in dem Elegant mit

knappem Frack und luftigen Pantalons, der das goldlockige Haupt vor einer Dame beugt, einen Greis vermuthen, der er doch ist; denn auch die Brillen sind kein Abzeichen des Alters mehr, seitdem die Jugend, aus Ton oder Abstumpfung der Sinneswerkzeuge, sich freywillig des Vorrechts schärferer Augen begeben, und unter die Fahnen des Alters gestellt hat. Wohl trugen vor Zeiten die alten und selbst jüngeren Männer Perrücken. Aber man hatte die Kunst, das falsche Haar zuzubereiten, noch nicht so weit gebracht. Jene Perrücken kündigten sich auf den ersten Blick als das an, was sie waren, ein Surrogat der eignen Haare, das man aus Nothwendigkeit oder Bequemlichkeit angenommen hatte. Jetzt täuschen sie, indem sie ganz die Natur in Farbe, Form und Haarboden nachahmen. Eben so sind zwey Reihen schöne Zähne durchaus kein ausschließendes Eigenthum und Kennzeichen der Jugend mehr, seitdem die Zahnärzte die Kunst, falsche einzelne Zähne und ganze Gebisse einzusetzen, zu einer solchen Vollkommenheit gebracht haben, daß auch der geübteste Blick die Täuschung nicht zu erkennen vermag, und nur die übrigen Attribute des Alters, welche sich in Gestalt, Haltung und Gesichtszügen unverkennbar zeigen, zu der Vermuthung berechtigen, daß jene zwey

Reihen schöner Perlen, wohl nur ein gekauftes, kein natürliches Eigenthum des Besitzers seyn mögen.

So verwischen sich denn die Unterschiede des Alters, der Stände, des Reichthums allmählig immer mehr und mehr. Fülle der braunen oder blonden Haare, wohlerhaltene Zähne sind keine Bürgschaft mehr für Jugend und Kraft, so wenig als der Besitz von kostbarem Schmuck und Silberzeug, von eleganter Wohnung und zierlicher Kleidung ein sicheres Merkmahl soliden Wohlstandes oder Reichthums sind. Alles ist nur Schein, Unsicherheit, accreditirte Lüge, welche als solche in der Welt auftritt, und mit höflicher Verläugnung der besseren Überzeugung zwar wohl erkannt, aber tolerirt wird. So tauscht man in der Welt seine Rechenpfennige, und den Kindern gleich, thut man desgleichen, als nähme man sie für bare Münze an, und erkauft sich dadurch das Recht, auch seinerseits solchen Betrug mit liebenswürdiger Unverschämtheit zu treiben; fest überzeugt, daß Niemand ihn für echt hält, aber auch Niemand so unhöflich seyn wird, dieß zu sagen.

VI.

Kindererziehung.

Es ist jetzt ein häufiger Fall, daß man sehr sinnreiche und treffende Bemerkungen aus dem Munde von kleinen Kindern hört, und bey einer solchen Gelegenheit, wo eben einige solche Züge von den — little harmless men — wie sie Goldsmith in seinem Landprediger nennt — erzählt wurden, sagte eine verständige Frau: Wahrlich, es gibt keine kleinen Kinder mehr! Das ist auch in einem gewissen Sinne sehr wahr. Der Geist der meisten Kinder wird jetzt so früh, so vielseitig, so unbedingt entwickelt, daß die Kleinen in der zartesten Lebensperiode Kenntnisse und Auffassungen haben, wie man sie sonst nur bey halb Erwachsenen antraf, und dafür auch eine Menge von Unbeholfenheiten, Ungezogenheiten, Rohheiten u. s. w. — gar nicht mehr vorfallen, über welche man sonst bey Kindern zu klagen hatte.

Woher kommt das, und wohin führt das wahrscheinlich? — Das sind zwey Fragen, die wohl Jedem, welchem die sittliche Ausbildung des Menschen theuer ist, wichtig seyn müssen; denn das ist gewiß, daß die Erziehung der Kinder jetzt eine, von der frühern Methode ganz verschiedene Richtung genommen hat, und eben so wahr ist es auch, daß in der Kindheit der Keim zu allem Guten und Bösen gelegt wird, das in kommenden Jahren die Menschen beglücken oder elend machen kann.

Wer jetzt ungefähr dreyßig bis vierzig Jahre alt ist, folglich sich seiner eignen Kindheit erinnert, bereits aber eine neue Generation um sich her aufgewachsen sieht, und nur einigermaßen auf das, was um ihn her vorgeht, zu merken gewohnt ist, muß den auffallenden Unterschied erkennen, der in der äußerlichen Behandlung der Kinder, und noch mehr in ihrer innerlichen Stellung zu ihren Ältern herrscht, verglichen mit dem, wie es vor dreyßig Jahren war. Noch viel auffallender aber wird der Unterschied für den Beobachter, der ein halbes Säculum und darüber zurückdenken kann.

Als ich ein Kind war, in den Jahren zwischen 1770 und 80, war meine Mutter die erste, vielleicht die einzige Frau ihres Standes, wel-

che sich durch einige wichtige Neuerungen in der Behandlung ihrer Kinder auszeichnete. Bey uns zuerst unter allen unsern Bekannten ward das steife: Ew. Gnaden, womit sonst alle Kinder des Mittelstandes und des höheren Adels ihre Ältern anredeten, verbannt. Wir sagten: Papa und Mama, und wenn diese Redensart gleich mancherley unbequeme Umschreibungen nöthig machte, z. B. Ich bitte die Mama, gib mir die Mama Kaffeh u. s. w., so war es doch weder das fremdartige Ew. Gnaden, wodurch die Kinder den Dienstbothen in der Anrede gleichgestellt wurden, noch das jetzt gebräuchliche, vielleicht zu vertrauliche Du. Nebstdem hatte es meine Mutter, trotz aller Spöttereyen und tadelnder Bemerkungen ihrer Besucher, mit fester Consequenz eingeführt, daß wir, die Stunden des Unterrichts ausgenommen, fast immer in ihrem Zimmer seyn mußten, wo wir uns in einem Winkel, an einem kleinen Tischchen aufhielten, dort unser Wesen trieben, und nur dann weggeschickt wurden, wenn gar zu fremder Besuch kam, oder das Gespräch auf Gegenstände fiel, die durchaus nicht für Kinder taugten. Jedesmahl wichen wir nur ungern; denn dieß Wegschicken erschien uns stets wie eine Beraubung, eine Strafe, als welche es auch öfters,

wenn wir unartig gewesen waren, von der Mutter gehandhabt wurde. So wuchsen wir unter den Augen unserer Ältern auf, waren nur höchst selten den Dienstleuten überlassen, hörten nie etwas Unanständiges, sahen nie etwas Pöbelhaftes, und unvermerkt hafteten Begriffe, Kenntnisse, Ansichten in unsern Köpfen, die uns Niemand geflissentlich beyzubringen bemüht gewesen war, die aber, da das Haus meiner Ältern von sehr gebildeten und vielen gelehrten Leuten besucht, und die Unterhaltung von diesen geführt wurde, gleichsam wie die Saamen der Pflanzen in der Luft schwebten, die wir einathmeten, und die sich in uns entwickelten.

Diese Methode Kinder zu erziehen und auszubilden, welche damahls so ziemlich einzeln dastand, fing nach und nach an, mit der fortschreitenden Bildung im Allgemeinen sich zu verbreiten und gewöhnlicher zu werden. Man dachte, wie über andere Angelegenheiten der Menschheit, auch über dieß Erziehungswesen nach. Schulen wurden eingerichtet, pädagogische Bücher geschrieben — Basedow, Weisse, Salzmann, Campe u. s. w. traten auf. Kinderschriften erschienen häufig — sie sammelten sich bald in kleine Bibliotheken, und so wie im Kreise der politischen Aufklärung, die Aufhebung der Leibei-

genschaft, die Verbesserung des Zustandes der untern Classen, die Abschaffung des Sclavenhandels u. s. w. nach und nach zur Sprache kamen, so fing man auch an, die armen Kleinen als solche unterdrückte Wesen anzusehen, die man aus der harten und ungeziemenden Leibeigenschaft, worin die Ältern sie bisher gehalten, nicht geschwind und unbedingt genug befreyen könne.

Nun fanden es viele Erzieher von vorn herein nöthig, keinen blinden Gehorsam mehr zu fordern, weil dieß dem ursprünglichen Menschenrechte zuwider sey. Den Kindern sollte bey jedem Geboth und Verboth das Wie? und Warum? erklärt werden; man hob die Kleinen möglichst zu sich empor, und da das vermög ihrer physischen und psychischen Kleinheit nicht ganz angehen wollte, so ließen die Ältern sich zu ihnen herab; sie erlaubten den Kindern sie zu dutzen, ihnen zu widersprechen, ihre Gründe gegen Gebothe und Verbothe vorzubringen, und sich endlich denselben, wenn diese Gründe statthaft schienen, auch zu entziehen. Man sah die Nützlichkeit des Grundsatzes ein, daß die Kinder so viel wie möglich um die Ältern seyn sollten, und da die Kleinen nicht so wie die Kinder von ehemahls und auch wir noch, wie ich mich wohl

erinnere, an Stillschweigen vor Fremden und an Ehrfurcht vor Ältern und älteren Personen gewohnt waren, so erlaubte man den Kindern, bey allen Gesprächen zuzuhören, und wenn es ihnen beliebte, auch mitzusprechen, abzusprechen, zu widersprechen, kurz sich ganz wie die Erwachsenen zu benehmen.

Allmählig war es Ton, Mode geworden, eine gute, oder wenigstens eine zärtliche Mutter zu seyn. Man hatte also die Kinder (so lange sie ganz klein und darum herzig waren) möglichst viel um sich; man putzte sie geistig und körperlich auf, man kleidete sie mit größter Eleganz, beynahe theatralisch, kräuselte ihr Haar, setzte ihnen Barette und Mützchen auf, und trieb Prunk mit dem Äußerlichen der Kinder, wie man Prunk mit der frühzeitigen Entwickelung ihres Innern trieb. Es war kein Wunder, sondern nur eine natürliche Folge dieser Behandlung und der zahllosen Menge von Kinderschriften, Bilderbüchern und andern Hülfsmitteln, nützliche Kenntnisse nach allen Richtungen zu verbreiten, daß die Kleinen, die das Alles in die Hände bekamen, über Alles urtheilen durften und urtheilten, hierdurch Gelegenheit erhielten, Kenntnisse zu sammeln, von denen ihre Großältern kaum einen Begriff gehabt hatten, und die man vor fünfzig Jahren

nur bey wenig Erwachsenen, nie aber bey einem Kinde, gefunden hatte.

Es war eine eben so natürliche Folge dieser frühzeitigen Entwickelung, daß Kinder, die so über Alles sprechen und urtheilen durften, wenn nicht der größte Ernst und die möglichste Würde gegen sie gebraucht wurde, sich über ihre Umgebungen, Vorgesetzte, Lehrer, ja über ihre Ältern selbst Bemerkungen erlaubten, die man auch sonst nie von Kindern gehört hatte; und es gab Ältern, die von diesen Beweisen des Scharfsinns so erfreut waren, solche Kühnheit nicht bloß nicht zu rügen, sondern sogar als ein Zeichen des Freymuthes und des Verstandes an ihren Kindern zu belachen, zu wiederhohlen, und als etwas gar zu Unterhaltendes Fremden, nicht selten im Beyseyn der Kinder selbst, mitzutheilen.

Wenn aber ein solches Übermaß älterlicher Nachsicht und Verblendung nicht oft angetroffen wurde, so fehlte man, meiner Ansicht nach, doch überhaupt und im Allgemeinen darin, daß man sich von den erworbenen Geschicklichkeiten, dem vielseitigen Wissen und dem frühzeitig entwickelten Fassungsvermögen der Kinder und jungen Leute täuschen und zu dem Irrthum verleiten ließ, diesen kenntnißreichen Wesen, aus de-

ren Munde Notizen und Bemerkungen ertönten, die weit über ihre Jahre waren, auch allzufreygebig eine Urtheilskraft und Verstandesreife beyzulegen, die sie nicht haben konnten. So wie bey erwachsenen Personen sehr oft Kenntnisse und Gelehrsamkeit mit Unrecht für Verstand und Weisheit gehalten werden, so fiel es auch den über das Wissen ihrer Kinder entzückten Ältern nicht ein, zu zweifeln, ob diese so höchstgebildeten Wesen auch Klugheit, Erfahrung und Weltkenntniß genug hätten, um sich selbst zu bestimmen.

Aus dem jetzt so beliebten Grundsatze, daß man Kinder, besonders Knaben, nicht frühzeitig genug selbstständig machen, und ihnen die Leitung ihres Betragens überlassen könne, erfolgte die sehr begreifliche Erscheinung, daß diese jungen Leute eine ungemessene Meinung von ihrer eignen Klugheit bekamen; daß sie wenig oder gar nicht auf die Ermahnungen und Befehle ihrer Ältern und Vorgesetzten horchten, welche sie, der Beschränktheit ihrer Kenntnisse wegen (eine Folge der ehemahligen Erziehungsweise) tief unter sich sahen, und sich berechtigt glaubten, als der viel klügere Theil, jene zu leiten, zu belehren, weil die vorgeschrittene Generation die vergangene an Kenntnissen und gei-

stiger Ausbildung weit übertreffe. Und so entstand jenes Verhältniß zwischen Kindern und Ältern, welches wir mit Erstaunen und Bedauern in vielen Familien sehen, und welches unser geniale Raymund in einem seiner Stücke schildert, indem er sagt: Es ist erstaunlich, wie viel Kreutz die Kinder jetzt mit ihren Ältern haben!

Wie viel Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß, und praktische Tüchtigkeit zur geschickten Leitung seines eignen, und noch vielmehr eines fremden Schicksals nöthig sey, das ist eine Betrachtung, welche nie in den Geist solcher jungen Leute kommt, so wie denn überhaupt das Vergangene, und die Lehren, welche daraus zu ziehen sind und gezogen werden müssen, wenn man sich nicht Schuld und Reue bereiten will, für die jetzige Generation verlohren scheinen. So wird im großen Weltlauf alles Historische weggeworfen, nur die Gegenwart gilt, und wer sich jetzt noch auf Etwas berufen will, was nützlich und gedeihlich war, und darum hätte beybehalten werden sollen, wird für beschränkt oder thöricht gehalten.

Es ist eine natürliche Folge dieser Geistesrichtung, daß die Jugend, welche ohnedieß die Freyheit und den Lebensgenuß liebt, jetzt noch

mehr als jemahls alle Anstrengung verabscheuen, und, da ihr die Leitung ihres Betragens größtentheils selbst überlassen ist, auch gerade nur das, und so viel lernen und leisten wird, als ihr beliebt. Eben so allgemein ist der Wunsch nach möglichster Unbeschränktheit in Ansehung seiner Zeit und Geschäfte, die größte Liebe zur Bequemlichkeit, und die daraus entspringende Vernachlässigung aller Rücksichten im häuslichen und gesellschaftlichen Leben, welche mit der äußeren Achtung nur zu oft auch die innere verletzt. Ich darf wohl hier die Meisten meines Geschlechtes auffordern, meine Worte zu bestätigen, und zu gestehen, daß der Ton der jungen Männer gegen die Frauen im Allgemeinen nicht fein und anständig ist, und daß, wenn man der Sache auf den Grund nachforscht, nebst jener Geistesrichtung auch die unselige Tabakspfeife, und die Gewohnheit, sie beständig im Munde zu haben (ein Übelstand, den Mistriß Trollop, in ihrem Werke über Deutschland, trotz ihres Wohlgefallens an deutscher Sitte, heftig rügt) hieran große Schuld trägt, indem sie das männliche Geschlecht in seinem Hange zur Bequemlichkeit und Ungebundenheit bestärkt, und aus der Gesellschaft gesitteter Frauen verbannt, welcher sie lie-

der entsagen, als sich im Genuß des Rauchens einschränken lassen wollen.

Indessen die männliche Jugend auf diesem Wege der Ungebundenheit und Nachlässigkeit sich immer weiter von der schönen Mitte des Betragens zwischen Überverfeinerung und Rohheit entfernt; schreitet die weibliche Erziehung auf dem entgegengesetzten Pfade unverhältnißmäßiger Cultur der Talente und Überbildung des Geistes fort. Es ist nicht genug, daß beynahe jedes Mädchen in den mittleren und höheren Ständen Unterricht in den jetzt gewöhnlichen Kenntnissen, als Geschichte, Geographie, Naturgeschichte u. s. w. erhält, sie muß — um in der Welt zu glänzen (und das soll, nach der zärtlichen Mutter Wunsch, jede) mehrere fremde Sprachen verstehen und geläufig sprechen; sie soll mit Vorzug Clavier spielen; wenn sie eine leidliche Stimme hat, auch singen lernen; sie soll zeichnen, mahlen, ein Tagebuch führen, ein Album anlegen, kurz sie soll auf der Höhe aller Eleganz und feinen Bildung stehen, wie sie in unsern Tagen nur irgend ein Frauenzimmer erreichen kann. Entdeckt sich endlich noch gar die Geschicklichkeit in ihr, bekannte Gedanken und allgemeine Empfindungen in jenes Wortgeklingel zu kleiden, das jetzt schöne Diction heißt, und die Endsyl-

ben aufeinander klappen zu lassen, so heißt das ein Gedicht. Das Mädchen zählt sich zu den Priestern Apolls, die Mutter erlebt die Freude, das Machwerk mit dem Nahmen ihrer Tochter gedruckt zu lesen, und diese erhält dadurch das Befugniß, sich für eine bevorrechtete Seele, eine femme superieure zu halten, die übrigen Menschen neben sich gering zu achten, und in Prosa und Versen über Mangel an Sympathie — über Nichtverstanden werden, über eigenes Unglück und fremde Fühllosigkeit oder Treulosigkeit zu klagen.

Wie viel solcher sogenannter Dichterinnen jetzt in Deutschland leben, ist aus den Bücherverzeichnissen, und aus Herrn W. Menzels Klagen im Morgenblatte über diesen immer steigenden literarischen Unfug zu ersehen. Ihre Zahl wird bald Legion heißen.

Doch wenn auch nicht überall und besonders, dem Himmel sey Dank, in unserm gesünder organisirten Österreich, nicht, die weibliche Bildung sich bis zu dieser Höhe versteigt, so berufe ich mich doch auf das Zeugniß und Geständniß jeder Frau, die wirklich eine Frau, das heißt: Gattinn, Mutter und Hauswirthinn im echten Sinne ist; ob ein Mädchen, das so viele Stunden auf die Ausbildung ihrer Talente wenden

muß; das überdieß in geselligen Verhältnissen lebt, welche durch Toilette und Höflichkeitsrücksichten, die Zeit in Anspruch nehmen — ob dieses Mädchen Muße genug übrig behalten kann, um das Wichtigste zu lernen und zu üben, was sie wissen soll — nähmlich die Kenntniß des Hauswesens, der Küche und der echten häuslichen Arbeiten? (Daß darunter die beliebte Tapisserie und ähnliche Tändeleyen nicht gehören, versteht sich von selbst).

Wenn das aber nicht der Fall ist, wie er es auch nicht seyn kann, wie wird es, wenn sie heirathen und ihre Vermögensumstände ihnen nicht erlauben, Haushälterinnen, Gouvernanten oder äußerst geschickte Dienstbothen zu halten, mit der Wirthschaft, Hausarbeit und Kindererziehung aussehen?

Die Mütter solcher Töchter erkennen dieß wohl, ohne es sich eigentlich zu gestehen, und voll Ehrfurcht vor dem ausgezeichneten, den Ihrigen weit überflügelnden Geist der Tochter, übernimmt die Mutter zufrieden die zweyte Rolle; enthebt die Tochter aller gemeinen und entwürdigenden Geschäfte des Haushalts, ja sie bedient dieselbe noch zuweilen, um die kostbare Zeit derselben, welche sie zu höheren Dingen brauchen kann, zu sparen.

Ist es bey einem solchen Verhältniß zwischen Müttern und Töchtern wohl zu wundern, wenn auch diese, gleich den Söhnen, sich zuweilen übernehmen, und sich nicht bloß für unterrichteter, sondern für verständiger als jene halten? wenn sie die gutgemeinten Ermahnungen derselben als etwas Unzeitiges, durchaus nicht Passendes, mit Gleichgültigkeit, ja mit Unwillen und Ungeduld von sich weisen, und sich von der Frau, die so gar nicht á la hauteur der jetzigen Bildung ist, nicht meistern, ja nicht einmahl rathen lassen wollen?

Ist es aber ferner zu wundern, wenn solche höchst gebildete oder auch überbildete Mädchen als Frauen, sich an der Seite von Männern, welche für alle ihre Talente und Künste keinen Sinn haben, die ihre Unterhaltung bey Männergelagen finden, und deren Trösterinn und Gefährtinn die Pfeife ist — bey so divergirender Geistesrichtung, nicht an ihrem Platze finden, und in vielen Stunden unglücklich fühlen werden?

Ich glaube nicht, daß irgend Jemand, der die heutige Zeit und die Gesinnungen unserer Jugend kennt, diese Schilderung übertrieben finden wird. Ich bin ebenfalls weit entfernt, das mancherley Gute zu verkennen, welches die Zeit

und die veränderte Erziehungsmethode uns gebracht hat; aber ich glaube, man hat sich von dem wirklich Guten zu sehr bestechen und zu einem Übermasse hinreißen lassen, dessen schädliche Folgen sich erst später zu unserem großen Mißvergnügen kund geben werden, und ich möchte es wagen, bey dieser Gelegenheit den Müttern talentvoller Töchter ein Wort der Warnung dringend ans Herz zu legen. Zugleich hoffe ich, daß meine Stellung in der literarischen Welt mich von dem Verdachte freysprechen wird, als könnte es meine Absicht seyn, die Geistesentwickelung meines Geschlechtes beschränken zu wollen, und die Töchter des neunzehnten Jahrhunderts, gleich unseren Großmüttern, zu bloßen Nähterinnen und Köchinnen erziehen zu wollen. Schon einmahl, in dem Taschenbuche Minerva vom Jahre 1823, habe ich mich über diesen Gegenstand ausgesprochen. Da ich aber Niemand die Mühe zumuthen will, diese Briefe nachzulesen, so stehe hier nur mit einigen Worten der Hauptinhalt derselben.

Ja, der Geist der Frauen soll gebildet werden, so gut wie der der Männer, nur in einer andern Richtung, und in einer solchen, die sie nie von dem Hauptzwecke ihres Lebens und Wir-

kens entfernt, nähmlich Gattinnen, Hausfrauen, Mütter im edelsten Sinne zu werden. Daher sollen sie, außer den ersten unentbehrlichsten Kenntnissen, auch in Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre u. s. w. hinreichenden Unterricht, und zwar so gründlichen erhalten, daß sie dereinst im Stande seyen, ihre eigenen Töchter in diesen Gegenständen des echten Wissens selbst zu unterrichten, und nicht bemüssigt werden, dem Strom der jetzigen — unseligen Mode zu folgen, und ihre Kinder von fremder Hand, im fremden Hause — in der Kostschule erziehen zu lassen. Vor allem aber sollen die Mädchen zu Allem angeleitet werden, was zur Führung des Hauswesens, zur Aufsicht über Küche, Wäsche, Dienstleute u. s. w. nöthig ist, und was sich nur im älterlichen Haushalte, nie in einer Kostschule oder einem Kloster erlernen läßt. Bleibt nach aller dieser Zeitverwendung noch Muße übrig, so mag das geistreichere Mädchen sie auf Erlernung fremder Sprachen, (das Französische versteht sich in unserer Zeit von selbst), oder auf Ausbildung eines Talentes, wozu sie eine ausgesprochene Anlage hat, verwenden. Immer wird ihr dieß angenehme Stunden verschaffen, so lange oder wenn sie unverheirathet bleibt. Wie sie aber Gattinn und Mutter

im echten Sinne wird, muß die Ausübung oder Weiterbildung solcher Talente größtentheils, wo nicht ganz aufhören; und ich berufe mich darüber auf das Beyspiel so vieler Frauen meiner eigenen und der späteren Zeit, welche ihre Talente nicht ferner üben konnten, und die vielen Stunden und die viele Mühe nur bedaueren mußten, welche auf diese Art nutzlos verschwendet waren.

Bey Mädchen und Knaben aber, bey hoch- und niedriggebohrenen, bey talentvollen und beschränkteren Kindern sollen die Ältern, ich möchte sie darum beschwören, auf Anerkennung der strengsten Unterordnung, auf Ehrfurcht, die sich nie heraus nimmt, die Ältern als Seinesgleichen zu behandeln, und darum in der ersten Kindheit auf **blinden** Gehorsam dringen, ohne sich von Modelectüre und unverdaueten politischen Ansichten irre führen zu lassen. Die Kinder mögen mehr oder minder Talente, Fassungskraft, Gedächtniß u. s. w. haben; Beurtheilungskraft und Erfahrung aber **haben sie nicht**, und **können** sie nicht haben, weil die Vernunft sich erst später entwickelt, und weil zur Erfahrung Zeit gehört. Glaube nur ja kein Vater und keine Mutter, daß sich eine freye und selbstständige Geistesentwickelung nicht mit ern-

ster Zucht und strengem Gehorsam vertrage; glaube Keines, daß dadurch die innigste Liebe zu den Ältern vermindert werde! Selbst das Gefühl der Unterordnung von Seite des jungen Kindes und das Bewußtseyn der geistigen Überlegenheit der Ältern erzeugt das schönste Verhältniß, Vertrauen, Hingebung und Zuversicht auf die segensvolle waltende Hand, die über ihm schwebt. Es ist das schwache aber treue Nachbild des Verhältnisses, in welchem wir uns zur Gottheit befinden, die so oft in den Schriften des alten und neuen Bundes mit deutlichen Worten diese unsere Beziehung zu ihr ausspricht, und kann man sich eine schönere und beglückendere denken?

VII.

Über Raupach's Tasso.

Brief an eine Freundinn.

Gestern habe ich Raupach's neues Schauspiel, den Tod Tasso's, gesehen. Seit Langem hat kein Theaterstück mich so tief ergriffen und so erhoben zugleich, als diese ruhige Anschauung, die sich in einem licht- und seelenvollen Gemählde einfach und wahr vor uns ausbreitet, nirgends nach Effect hascht, aber das Herz mächtig ergreift, keinen Theaterpomp, keine Hauptactionen darbiethet, und dennoch dem höher gebildeten (und partheylosen) Zuseher auch keinen Augenblick des feinsten und wärmsten Interesses, an den Personen sowohl als der Handlung, ermangeln läßt.

Den Inhalt, die Art der Auffassung, die Personen, den Gang des Stückes, wirst du bald in einer Zeitung, einem Tagblatt bespro-

chen, bekrittelt oder belobt finden. Ich enthalte mich dessen; denn ich will keine Recension schreiben, sondern Dir nur die Empfindungen und Betrachtungen mittheilen, welche zum Theil während der Vorstellung, zum Theil nachher sich in mir entwickelten. Das allein erlaube ich mir zu bemerken, um dich zu vermögen, dir den Genuß dieses trefflichen Kunstwerkes entweder durch Anschauen, oder mindestens durch Lesen desselben zu verschaffen, daß sich das Stück unmittelbar (nach Verlauf der Jahre, welche Tasso im Kerker zubringt) an Göthe's Stück anschließt. Sehr weise ruft uns der Dichter gleich in der ersten Scene die letzte des Göthe'schen Drama's zurück, und mit ihr Tasso's damahligen Seelenzustand, in welchem sich zum erstenmahl der Keim seines Wahnsinnes sichtbar zeigte, unter welchem wir ihn im Hospital, und später am Hof Ludovico's von Este leiden sehen.

Sowohl die Prinzessinn als Antonio, vor Allen aber Tasso, sind in ihrer Handlungsweise und ihren Empfindungen nicht allein sich selbst ganz treu, sondern auch ganz übereinstimmend mit ihren Vorbildern in Göthe's Stück gezeichnet und gehalten, und ohne sich einer Wiederhohlung oder kindischen Nachahmung schuldig zu machen, weiß Raupach den Geist, welchen

Göthe seinen Personen einhauchte, auch auf die seinigen zu übertragen. Nur Menschen, die so dachten und fühlten, wie wir sie aus jenem Meisterwerke kennen, werden in den Lagen, worin das neue Stück sie versetzt, sich so äußern, wie Raupach sie darstellt. Kurz es ist, meiner Ansicht nach, die gelungenste Fortsetzung, die je geschrieben wurde. Sie scheint mir an dramatischem Werth dem Göthe'schen Stücke kaum nachzustehen, und sich in einem gerade sehr wesentlichen Puncte — dem Schluß, noch über dasselbe zu erheben; denn dieser Schluß biethet dem Zuschauer eine Betrachtung und eine Erhebung dar, welche dem Ende des Göthe'schen Stückes fehlt und fehlen mußte. In diesem Ende zeigte sich ein zerstörtes, ehemahls schönes Verhältniß — zarte Bande waren zerrissen, harmonischer Einklang grell verstimmt, ja für immer aufgehoben, der trübe Anfang einer trüberen Zukunft öffnete sich für uns, und entließ uns mit einer desto schmerzenderen Stelle in der Brust, als wir lebhafteren Antheil an Tasso's Wohl und Weh nehmen. Dieses, das Raupach'sche Stück, löset den streng verschlungenen Knoten des Mißverständnisses, zerstreut die Schatten des Irrthums, die diesen edlen Geist gefangen hielten, und ihn für sich und die Welt

unbrauchbar machten, und vermehret die sittliche Würde von Tasso's Character dadurch, daß es ihn, als klar in sich selbst blickend, sein früheres Unrecht erkennend, und durch Versöhnung vergütend, auf eine höhere Stufe der Moralität stellt, als wohin ihn Göthe durch alle Liebenswürdigkeiten, welche er die Frauen von ihm sagen läßt, und selbst durch sein Dichtertalent nicht erhoben hat. Ja, es schien mir, als hätte Raupach zeigen wollen, wie die Annäherung der künftigen Welt auf dieses von Natur edle, aber durch Überreitzung und Unglück verfinsterte Gemüth wirkte, und wie in dem Lichte, welches von Jenseits hereinbricht, der ursprüngliche Adel desselben sich rein und verklärt darstellt.

Und das Alles — wodurch wird es eben so natürlich als erhebend für das Gemüth des Betrachtenden herbeygeführt? — Durch Glück, Freude und innere Befriedigung. Also nicht durch schmerzliche Erschütterungen oder bittere Erfahrungen, wie man sonst zu bemerken und zu glauben pflegt, daß Unglück und nur Unglück den Menschen von seinen Irrthümern und Abwegen zurückzubringen im Stande sey. Diese Betrachtung drängte sich mir unwillkührlich

auf, und gab mir Stoff, in einer unbeschäftigten Stunde darüber nachzudenken.

Ich weiß wohl, man wird mir mit Recht einwenden: „Tasso war kein böser, nicht einmahl ein verkehrter Mensch; er war eine hohe Seele, eingeschlossen in einen kränklichen, allzureitzbaren Körper, seine Fehler wie seine Unarten waren das Resultat dieser Vereinigung; sie entrissen, als die Leidenschaft ihn übermannt hatte, seiner Vernunft den Zügel, und gaben ihn einem stillen Irrsinn Preis."

Das ist wahr, es war damahls dem Hofe zu Ferrara wie dem ganzen Italien kund. Dennoch verfiel Niemand darauf, den Unglücklichen, auf diese Art zu heilen, welche in Raupach's Stück diese Wirkung so psychologisch richtig hervorbringt. Er sieht seinen heißen, tief in der wunden Brust verschlossenen Wunsch nach einer unabhängigen Existenz erfüllt, eines der unentbehrlichsten Güter für eine edle Seele! und die Ansprüche seines gerechten Ehrgeitzes an die Anerkennung seiner Verdienste bey der Mit- und Nachwelt werden erfüllt. J e t z t h e b t d i e N a c h w e l t f ü r m i c h a n! so sagt er in freudigem Entzücken über die Nachricht, daß der

Papst seine Krönung auf dem Capitol vornehmen wolle. Aber dieses Entzücken erschöpft den kleinen Rest seiner Kraft, wir finden ihn im Beginnen des fünften Acts am Rande des Grabes, aber mit völlig klarem Sinn und einem richtigen Blick in sein Inneres. Von diesem macht er auch sogleich den edelsten Gebrauch, indem er, seine reitzbare Eitelkeit (bisher den ärgsten Feind seiner Zufriedenheit) niederkämpfend, den Mann an sein Sterbelager ruft, der ihm bisher am feindseligsten entgegengestanden war. Ein wunderschönes Gespräch knüpft sich nun zwischen zwey vorzüglichen, wenn gleich entgegengesetzten Männern an, die sich früher nur darum befeindet hatten, weil die Natur nicht Einen Mann aus ihnen Beyden schuf. Aber auch Antonio, der sich stets als eine edle, wenn gleich schroffe Natur beurkundete, hat — aus eigenem Antriebe das Rechte gefunden und geübt. Er hat Tasso's Gedicht gelesen, dessen Schönheiten erkannt, und läßt nun dem Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren. Höchst erhaben ist Tasso's Hinblick auf das Bild des gekreuzigten Heilands, und sein Geständniß, daß die wenigen Worte, womit dieser der Welt einen anderen Umschwung gegeben, mehr werth seyen, als alle viel tausend Verse Tasso's.

So gelangt Tasso durch die Erfüllung seiner gerechten Wünsche zur Zufriedenheit, durch Zufriedenheit zur Beruhigung, durch Beruhigung zur richtigen Beurtheilung der Dinge außer ihm, und endlich zur Versöhnlichkeit und Erkenntniß des eigenen Nichts, welche dem Menschen so heilsam, so unentbehrlich zu seinem Erdenglücke ist.

Wie nun hier durch eine freundliche Behandlung, (gleichviel ob durch Menschen oder durch das Schicksal) ein edles Gemüth wieder zu seiner vorigen Schönheit und Reinheit zurückgeführt wird, so glaube ich, könnte vielfältig mit Nutzen durch freundliche Erheiterung und liebreiches Betragen auf Geisteskranke gewirkt werden, und wir sehen auch, daß dieß in den Privatanstalten nach den neueren Ansichten also gethan wird. Aber auch nicht bloß kranke Geister, auch andere Menschen, welche durch allzuenge Verhältnisse, durch vernachläßigte Erziehung, schlechte Angewöhnung, durch lange getragene Noth und Kummer widerwillig, zänkisch, bitter, zerfallen mit sich und der Welt, und unsicher in ihrem eigenen Inneren sind (und solcher gibt es in unseren Tagen mehr als je) würden durch eine Verbesserung ihrer Umstände (in so weit sie möglich wäre) vor Allem aber durch

eine liebreiche und aufrichtige Behandlung vieles von ihren Unarten abstreifen.

Überhaupt scheint mir die bisher gewöhnliche Vorstellung, daß Härte und Strenge zur Erziehung und Bildung des Menschen im Allgemeinen und besonders in großen Massen, wie z. B. beym Militär, auf den Plantagen, wo Negern arbeiten, in Schulen und öffentlichen Anstalten, u. s. w. unerläßlich sey, wenigstens in unserer Zeit nicht mehr anwendbar. Das französische Militär, das, ohne Stock und erniedrigende Strafen, Wunder der Tapferkeit und Disciplin leistete, der Staat von Paraguay unter der Herrschaft der Jesuiten, nicht jetzt unter Dr. Francia, welcher bekanntlich bloß patriarchalisch regiert wurde, so manches Beyspiel von treuen Negern, die, durch menschliche Behandlung bewogen, ihren Gebiethern kindlich ergeben waren, und ihr Leben für dieselben opferten, könnten zum Belege dienen, daß milde Behandlung, Wohlseyn und innere Zufriedenheit, indem sie das Herz erweitern, indem sie sanfte Gesinnungen einflößen und die Harmonie im Innern des Menschen herstellen, in vielen, wo nicht in allen Fällen das Individuum nicht verschlimmern, es vielmehr auf eine höhere Stufe geistiger Ausbildung führen.

Eben so allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß Unglück und Leiden — die Strenge, welche die Vorsicht in ihren Fügungen gegen uns anwendet — ein bewährtes, ja oft das einzige Mittel sey, um uns zu bessern. Ich gestehe, daß in der Reihe meiner vielfältigen Erfahrungen, durch ein langes Leben ich diesen Satz nur manchmahl bewährt, sehr oft aber das Gegentheil gefunden habe, daß nähmlich Unglücksfälle, langgetragenes Leiden, besonders aber Trübsale einer gewissen Art, den Menschen bitter, hart, ja ungerecht gegen Andere machen, und den Adel seiner Natur herabdrücken.

Hier wird ein Untergebener von seinem Vorgesetzten mißhandelt, wenn auch nicht gerade durch körperliche Züchtigung, so doch durch unnöthige Plackereyen, übermäßige Forderungen, schonungsloses Verfahren u. s. w.; dieser Untergebene, welcher diese Mißhandlungen ungeduldig genug ertrug, ihre ganze Unbilligkeit erkannte, ohne sie ändern zu können, kommt nun im Verlauf der Zeit durch natürliches Weiterschreiten dahin, selbst Vorgesetzter zu werden. Er hat auch Untergebene, er weiß, wie schmerzlich ihm sein Noviciat wurde — wird er ein milderer Herr seyn? — Keineswegs oder höchst selten, und der Gedanke: habe ich das leiden müssen,

warum soll es dieser nicht auch leiden? — leitet sein Benehmen gegen die, die nun unter ihm stehen, wie er einst das seines Vorgesetzten gegen ihn leitete.

Jener Mann hat beständig mit Widerwärtigkeiten und Sorgen zu kämpfen. Vielleicht ist es seine Schuld, vielleicht ist er nicht ordentlich, nicht sparsam genug, vielleicht fehlt es ihm an Geschick, an Klugheit. Wird die Fortsetzung seines peinlichen Zustandes ihn bessern? Im Gegentheil! Zu jenen Fehlern gesellt sich noch Bitterkeit, Ungeduld, oft auch wilde Ausschweifung, in deren Taumel er eine augenblickliche Vergessenheit seines Elends sucht, gewiß aber geht keine Besserung aus dieser Lage hervor.

Ein Arbeiter verliert ohne seine Schuld, durch den Wechsel der Mode oder andere Umstände sein Verdienst. Er ist zu alt, um sich in eine ganz neue Bahn zu werfen. Er versinkt mit seiner Familie in Armuth. Diese Armuth treibt ihn zu Unerlaubtem, Schändlichen — paupertas turpia cogit. Die ganze Familie demoralisirt sich, es ist eine verdorbene Wirthschaft, aus welcher schlecht erzogene Kinder zu schlechtem Lebenswandel hervorgehen. Den Mann hat das Unglück nicht gebessert.

Solcher und ähnlicher Fälle gibt es täglich

im Leben eine zahllose Menge, und die Meinung von der Heilsamkeit der Strenge oder des Unglücks muß wenigstens eine große Einschränkung leiden. Ja, ich bin fest überzeugt, daß in den meisten Fällen eine günstigere Lage, eine mildere Behandlung von Seiten der Umgebung oder des Geschicks auf den moralischen Werth des Menschen einen wohlthätigen Einfluß üben würden, und daß langes Unglück und Trübsale wenigstens eben so oft das Herz verhärten und die Moralität herabdrücken, als Übermuth und Wohlleben sie verderben. Aber dieß wird mit Verdruß bemerkt, weil sich Neid und gehässige Vergleichungen beymischen, wohingegen wir gern bereit sind, dem Unglücklichen unser Mitleid, wenn gleich nur selten unsere thätige Hilfe angedeihen zu lassen.

Aber hier drängt sich uns eine Bemerkung auf, die zugleich sonderbar und niederschlagend ist — und die man doch oft zu machen Gelegenheit hat, nähmlich, daß Sorge, Kummer, Schmerzen aller Art dem Organismus des Menschen nur nach und nach und durch längere Dauer gefährlich werden; daß der Mensch, wie Frau von Staël sagt, eine unendliche Fähig-

keit zu leiden besitze, daß plötzlich eintretende Unglücksfälle wohl vorübergehende körperliche Übel zur Folge haben können, aber nur äußerst selten zerstörend wirken, daß aber plötzliche Freude, unvermuthetes Glück fast immer schädlich, oft tödtlich wirkt, wie denn unser Tasso uns ein Beyspiel davon darbiethet. Es scheint daher, als habe die Vorsicht dem Menschen, welchen sie seit der verlornen Unschuld des Paradieses dem immerwährenden Kampfe mit den Elementen, mit seinen Nebengeschöpfen, endlich mit seinen eigenen Leidenschaften und Begierden preis gegeben hat, zu diesem Streit mit den nöthigen Kräften der Ausdauer und des Widerstandes ausgerüstet, aber ihn nicht eben so gegen die äußerst seltenen Fälle überraschenden Glückes und übermäßiger Freude gewaffnet, und so erliegt, um wie enger und düsterer sein Herz sich in langgetragener Sorge zusammengezogen, seine Kraft der plötzlichen Ausdehnung und dem einströmenden Lichte.

VIII.

Die Hintergründe.

Es wird jetzt erstaunlich viel gemahlt, lithographirt, in Kupfer, Holz und Stahl gestochen. — Zahllose Bilder sind auf der Gasse bey Buden verschiedener Art zu sehen; an Almanache und Taschenbücher wird eine Pracht von Kunstwerken verschwendet; Pfennigmagazine, Panorama's, und wie die tausend Bilderwerke heißen, erscheinen überall, und bey eleganten Damen ist es Mode geworden, Hefte mit Kupfer- oder Stahlstichen auf den Tischen ihrer Salons liegen zu haben. Dort können die Besuchenden sie gleich in die Hand nehmen, besehen, und wenigstens hieraus einen Stoff zum Gespräche schöpfen, wenn die Frau vom Hause nicht Fähigkeit, oder nicht Lust genug hat, sich selbst mit der Unterhaltung ihrer Gäste zu befassen, durch ein allgemein anziehendes Gespräch die verschiedenen Interessen der Gegenwärtigen zu vereinigen,

und Allen etwas Angenehmes darzubiethen. Das ist nun freylich eine etwas schwerere Aufgabe, als auf dem Sopha zu sitzen und zuzusehen, wie die Übrigen sich, so gut es gehen will, unter einander zu unterhalten oder zu ennujiren beflissen sind.

Doch dieß Alles ist nur par parenthese gesagt. Mein eigentlicher Gegenstand sind die Kunstwerke, die Kupfer- und Stahlstiche, oder die Bilder, nach welchen diese gemacht sind. Hier ist mir nun bey der großen Anzahl derselben, welche Einem beständig vor die Augen kommt, eine seltsame Übereinstimmung unter sich, und eine eben so seltsame Verschiedenheit von den Werken aus einer früheren Periode bemerkbar geworden, und diese ist — der Hintergrund.

Betrachten wir einmahl alle diese jetzigen Porträte, Landschaften, Genrebilder u. s. w. Auf den allermeisten ist — Gott weiß warum? — eine trübe Luft, ein gewitterhafter Himmel zu sehen. Es mag diese Modification der Atmosphäre zu dem Gegenstand passen oder nicht, durch denselben bedingt seyn oder nicht — der moderne Hintergrund muß nun einmahl wolkig, trüb, düster aussehen, und wo möglich auch mit Blitz und Donner prangen, wenn das Bild recht effectvoll seyn soll.

Manche Mahler treiben das ins Große. Nicht zufrieden mit einem düstern Hintergrunde, der Unglück und Zerstörung droht, stellen sie diese mit ihrer Furchtbarkeit auf ganzen Gemählden dar. Da ist der Untergang Babylons, da sind Scenen aus der Apokalypse, aus der Sündfluth, aus dem Weltende zu schauen, wo die schrecklichsten Naturerscheinungen die sündige Welt erschüttern und in ihr altes Chaos zurückzustürzen drohen. Da gibt es denn recht grelle Lichteffecte neben schauderhaftem Dunkel, leidenschaftlich übertriebene Stellungen, verzerrte Gestalten des Schreckens oder der Angst, verworrene Gruppen, trostlosen Jammer, mit einem Worte Alles, was zugleich blendet und ergreift, und in seiner Gräulichkeit gar nie (wie die Scenen aus der Apokalypse), oder nicht unter solchen, im neunzehnten Jahrhundert von einem modernen Künstler erdichteten, Umständen da war, was sich also gar nicht mit der Wahrheit vergleichen, und daher auch nicht richtig beurtheilen läßt.

Wie so ganz anders haben die Meister der früheren Jahrhunderte aus der schönsten Zeit der Künste empfunden und gemahlt! Damahls, als Raphaels helles Tagesgestirn aus der frommen Morgenröthe seines Meisters Perugino hervor-

ging, oder in den Niederlanden ein Van Eyk, Hemmelink, Schoreel u. A. ihre Kunst zur Verklärung ihrer Religion oder zur Darstellung wirklicher weltlicher Gegenstände anwendeten! Klarheit, Ruhe, kindliche Andacht, hohe Einfalt und Erhabenheit der Gesinnung machten den Charakter aller dieser Werke aus, die Meister mochten im Norden oder Süden leben, und er erhielt sich noch lange in den darauf folgenden Zeiträumen. In den allermeisten Gemählden aus jener Epoche, wo nur immer der Gegenstand es gestattete, erfreute das Auge ein heller, freundlicher Hintergrund. Die frühesten Mahler, besonders der deutschen Schule, wählten dazu das helle Gold. Späterhin scheiden sich entweder die Gestalten der historischen oder heiligen Personen in ernstgefalteten Gewändern gegen einen heitern blauen Himmel ab, unter welchem sie stehen, oder wenn die Handlung ihrer Natur nach an einem geschlossenen Orte vorgehen muß, so gestattet doch wenigstens ein geöffnetes Fenster, ein luftiger Bogengang, den Ausblick ins Freye, erheitert die ganze Scene, verknüpft die Begebenheit, welche hier vorgeht, oft sehr sinnig mit der sie von Außen umgebenden friedlichen Natur, und erfreut und erweitert das Gemüth des Beschauenden durch den Ausblick in jene Ruhe und Hei-

terkeit. So hell, ruhig, mit ihrem Gott und mit sich selbst einig, muß es auch in der Seele jener Künstler ausgesehen haben, und sie trugen, was sie empfanden, auf ihre Werke über. Was soll man nun von dem Gemüthszustande unserer modernen Künstler denken, welche uns hinter jeder Figur, jeder Scene, nur in Nacht, Wolken, Sturm, Schauer und Grauen blicken lassen? Sind sie, wie viele unserer neuesten Schriftsteller, auch so in sich selbst zerfallen, mit sich selbst und der Welt in beständigem Unfrieden, oder wollen sie nur so scheinen, um interessant zu werden, wie es unter den Dichtern seit Lord Byron häufig Mode geworden ist?

IX.

Contraste.

Mir scheint, wir leben im Zeitalter der Contraste. Auffallend und schroff stehen sich in ein und derselben Sache, in demselben Bedürfniß oder derselben Lage des Menschen, die widerstreitendsten Bedingungen entgegen, so daß man auf den Gedanken kommen möchte, die Maschine des geselligen oder bürgerlichen Lebens müsse durch so entgegengesetzte Reibungen aufgehalten, wo nicht gar am Ende beschädigt werden. Ich will nur einige der nächstliegenden betrachten.

Noch nie war der Geschmack an Lectüre so sehr verbreitet als jetzt. Zeitungen und Journale, Pfennigmagazine und Encyklopädien, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken vereinigen sich, um die Strahlen des Unterrichts, der Kenntnisse nach allen Seiten und Richtungen zu verbrei-

ten, und was in der mit vielem Witze ausgestatteten Posse: 1722 — 1822 — 1922 vor vierzehn Jahren zum Scherz gesagt wurde, scheint mit prophetischem Geiste geschrieben zu seyn. Dort sitzt 1922 der Bauer auf dem Dampfpfluge, der ohne sein Zuthun den Acker aufs Beste bestellt, und studiert, weil ihm sonst nichts zu erlernen übrig ist, die chinesische Grammatik. Und dennoch, bey diesem allgemeinen Interesse für Wissenschaft und Lectüre, bey der Masse von Kenntnissen und Begriffen, welche in der gesammten Menschenmenge verbreitet sind — woher kommt es, daß sich in keinerley Fache des Wissens oder der Geistesthätigkeit in unseren Tagen mehr solche hervorragende Menschen zeigen, wie wir deren noch am Ende des vorigen und im Beginne des jetzigen Jahrhundertes in allen Ländern Europa's kannten?

Diese großen Meister, diese gewaltigen Heroen, diese tiefsinnigen Forscher, deren Wirkungen sich weit umher verbreiteten — in den strengen wie in den schönen Wissenschaften und Künsten, gehen Einer nach dem Andern zu Grabe, und wir sehen keinen Ersatz für sie irgendwo emporblühen. Es gibt viele geschickte Leute, die Schriftstellerey ist ein Erwerbszweig geworden, es wird unendlich viel geschrieben und gedruckt,

aber es erscheint nichts Hervorragendes, nichts, was sich nicht gleich in den ersten Monathen oder höchstens Jahren seiner Existenz schon selbst überlebt hätte.

Von eben so ephemerer Art ist auch die Theilnahme unserer Zeit am Theater. Mit der steigenden Menschenzahl in den Städten, und der Verbreitung des Luxus in den unteren Ständen, haben sich die Theater und das Bedürfniß derselben gesteigert; aber auch sie sind dem Publikum nicht mehr das, was sie ihm früher, in der genußfähigen und für alles Schöne empfänglichen Zeit gewesen. Diese Empfänglichkeit, diese warme Theilnahme war es denn auch, welche Dichter weckte, und diese fanden ihr Vergnügen und ihren Ruhm in der Ausübung ihres Talents und dem Beyfall der Welt. Damahls war das Theater, wie sich ein verständiger Mann einst ausdrückte, eine *geistige Angelegenheit* für die gebildeten Stände; jetzt ist es, gleich der Lectüre, ein Mittel geworden, die Zeit hinzubringen und müssige Stunden auszufüllen. Jetzt fordert der von so vielen Zerstreuungen gesättigte Geist etwas Auffallendes, Neues, Pikantes; er fordert äußeren Glanz und krittelt mit satter Abspannung am innern Werthe.

Der Tadel ist meist das Erste, was ihm beyfällt, und unergriffen, ungerührt wie er ist, wendet er sich zu den Zufälligkeiten, beurtheilt und tadelt Costümes, Decorationen, und fordert hierin das Mögliche und Unmögliche, um doch Etwas für seinen überreitzten Geschmack zu finden.

Vielleicht denken jüngere Leser, es sey eine natürliche Wirkung der zunehmenden Jahre, was mich so urtheilen macht, und schon Horaz habe das Alter als laudator temporis acti und censor castigatorque minorum — geschildert. Aber ich fordere alle meine jungen und alten Mitlebenden auf, sich zu erinnern, wie selten in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren irgend ein Theaterstück sich längere Zeit auf der Bühne behauptet, oder jene allgemeine und dauernde Sensation hervorgebracht hat, wie vor langen Jahren mit Iffland'schen, Schröder'schen, Kotzebue'schen Stücken geschah, welche wirklich noch den Fond unserer Repertoire ausmachen, und deren lange anhaltender Beyfall für ihren inneren Werth spricht *). Wird jetzt ein neues Stück von irgend einem ausgezeichneten Schriftsteller angekündigt, so strömt wohl Alles zur ersten Vorstellung, aber nur Wenige führt die

*) Seit kurzer Zeit macht das Schauspiel Griselbis hier eine sehr ehrenvolle Ausnahme.

Freude an einem ästhetischen Genuß hin. Viele gehen hinein, um zu sehen, was an dem Werke zu tadeln seyn könnte; Andere, um zu berechnen, wie viel sich durch Recensionen und Berichte darüber an Honorar gewinnen ließe; wieder Andere, um das Erstemahl da gewesen zu seyn, und in Gesellschaften davon sprechen zu können; die Allermeisten aber führt Neugier und Wunsch nach Zeitvertreib hin. Was kann man aber von einer solchen Zuschauerwelt für frische Empfänglichkeit, Billigkeit und richtiges Urtheil erwarten?

Diese Eigenschaften besaß das Publikum von ehemahls. Es genoß die dargebothenen Gaben der dramatischen Muse, und war so hinlänglich durch Inhalt und Darstellung beschäftigt, daß es weder Muße noch Lust besaß, um sich nach Äußerlichkeiten umzusehen, und sie zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit zu machen. Man nahm keinen Anstoß daran, wenn Orosman auch nicht genau einen solchen Turban aufhatte, wie ihn die Saracenen zu den Zeiten der Kreuzzüge trugen. — Eine orientalische Kleidung bezeichnete die Handlung, welche im Orient vorging, ohne kritische Untersuchung, ob es in Hindostan, Persien oder Arabien war. Ein Mantel und Federbarett, oder ein Harnisch und Helm characterisirten das Mittelalter, und die

römische Kleidung war eben so nur im Allgemeinen angedeutet, ohne sich an den Unterschied, den die Jahrhunderte hervorgebracht haben mochten, zu kehren. Es wurden keine Münzsammlungen und Bilderwerke in Bibliotheken durchsucht, um genau auszumitteln, welche Form von Waffen und Kleidung, welchen Kopfschmuck die Menschen in dem Jahre und Lande trugen, in welchem das fragliche Spiel spielte. Auch vermißte man die ganz locale Ausstattung in den Decorationen nicht, und noch weniger glaubte man das Interesse der Zuseher am Stücke dadurch erhöhen zu müssen, wenn diese recht oft wechselten, oder wenn die Schauspieler und noch viel mehr die Schauspielerinnen fast in jedem Acte in einem andern Anzuge erschienen. Dieser blieb gewöhnlich derselbe, wenn seine Umänderung nicht etwa, wie z. B. in der Minna von Barnhelm, durch den Gang des Stückes selbst bedingt war. Sehr viele Stücke, die damahls allgemein beliebt waren, gingen (denn die drey Einheiten galten damahls viel allgemeiner als jetzt) in demselben Locale vor, und man sah dieselbe Decoration vom Anfange bis zum Ende. Aber das Alles erschien als kein Mangel. — Man war zu beschäftigt mit dem Inhalte, zu ergriffen von dem Gange der Fabel, zu hingerissen von

dem Spiel der Acteure, um daran zu denken, wie sie angezogen waren, oder ob die Scenerie genau nach Ort und Zeit eingerichtet sey. Man kehrte, voll von Gedanken und Gefühlen, welche die Betrachtung des Stückes erweckt hatte, nach Hause; das Gesehene machte lange den Inhalt der gesellschaftlichen Gespräche aus, man stritt über den Inhalt, man war hier und dort über einen Character nicht einverstanden, aber man war mit Geist und Herz dabey. — Das Theater war, wie ich oben anführte, — eine geistige Angelegenheit für die gebildete Welt.

Diese Zeiten sind vorbey, und daher entspringt nun die bittere Nothwendigkeit für Schauspieldirectoren und Unternehmer, auf den äußern Schmuck des Theaters ungeheuere Summen zu verwenden, um nur das schaulustige und übersättigte Publikum in die Vorstellungen zu locken. Bedenkt man ferner, daß die Forderungen der Schauspieler, noch mehr aber die der Sänger und Sängerinnen, jetzt auf eine Höhe gesteigert sind, von welcher man sich vor zwanzig oder dreißig Jahren keinen Begriff machte — so dringt sich allerdings die bedenkliche Frage auf: wie werden sich diese höchst kostbaren Theater, bey dem ersterbenden Interesse des Publikums,

das größtentheils jetzt nur mehr auf Neugierde und Wunsch die Zeit zu tödten beruht, und bey jenen stets steigenden Forderungen und Auslagen, auf die Länge erhalten? Wirklich erleben wir, daß ein Unternehmer nach dem andern zu Grunde geht, und beynahe keine Bühne sich ohne kräftige Unterstützung von Außen, durch einen Hof oder eine Corporation erhalten kann. Aber was wird daraus werden? Wohin wird es führen?

Eben so auffallend dünkt mich die Erscheinung, daß man — (die letzten Jahre der französischen Kriege abgerechnet, wo feindliche Invasionen, und dadurch veranlaßte Zerrüttung in den Finanzen u. s. w. große Noth hervorgebracht hatten), zu keiner Zeit so viel über allgemeinen Geldmangel hat klagen hören, als jetzt, und daß zu keiner Zeit so viel Geld auf Dinge ausgegeben wurde, die wohl angenehm, ja nützlich, aber durchaus nicht nothwendig sind, und ohne welche sich die Menschen seit undenklichen Zeiten recht wohl beholfen, und ihren Abgang kaum bemerkt hatten. Wer das Äußere und Innere Wiens seit dreißig Jahren nicht gesehen hätte, würde es kaum mehr erkennen, so viel ist hier durch neue Bauten, durch Abbrechen alter, durch Abgraben, Nivelliren der ungleichen Stra=

ßen u. s. w., durch Anlegung von Alleen, Kanälen, öffentlichen Spaziergängen und Brunnen, endlich durch Pflasterung und allgemeine Beleuchtung, die nun schon bis in die kleinsten Gäßchen der Vorstädte dringt, geschehen. So wie in Wien, wird es verhältnißmäßig in allen Städten des gebildeten Europa's seyn, und eben so weit verbreitet sich auch in den Häusern, im Familienleben der Sinn für Bequemlichkeit, Zierlichkeit, und vor Allem für Neuheit und Frischheit. Jetzt muß jede Treppe am Tage hell, bey Nacht erleuchtet seyn. Die neugebauten Häuser sind schon alle darnach eingerichtet; hier findet man nette Zimmer, zierliche Öfen, hohe Fenster u. s. w., die Mauern müssen immer rein, und das Ganze in einem freundlichen Anschein von Frische erhalten werden. Da will man denn auch in den Zimmern kein altes, halbschadhaftes Geräthe mehr dulden, und weiß sich hundert Ursachen anzugeben, warum neues angeschafft, und in wenigen Jahren aus eben solchen Gründen mit noch Neuerem vertauscht werden muß. Das ist Alles recht hübsch, und für sich betrachtet auch lobenswerth; denn wer wird nicht lieber in netten, freundlichen Umgebungen leben, als in solchen, die das Gegentheil davon sind? wem ist es nicht behaglich, auf diesen ebenen Wegen,

im Schatten der Bäume zu wandeln, bey schlimmen Wetter ein reinliches Pflaster vor den Häusern und auf den Straßen zu finden u. s. w.? Aber das Alles kostet unglaublich viel Geld — und wenn auch der Staat einen großen Theil der Unkosten, und die große Mühe der Ausführung über sich nimmt, so müssen doch die Einzelnen, theils durch freywillige Spenden, theils durch Steuern ebenfalls das Ihrige beytragen, und das von Rechtswegen; denn die Einzelnen sind es ja eben, die den Nutzen und die Annehmlichkeit dieser Verschönerungen und Verbesserungen genießen. Da erheben sich nun überall Klagen, jeder Einzelne findet, daß er zu wenig Geld hat, die Staaten machen Anleihen — allgemein wird über Geldmangel geklagt, und allgemein werden ungeheure Summen auf entbehrliche Dinge verwendet. Was wird daraus werden, und wohin wird es führen?

Viel wichtiger, und von viel bedeutendern und traurigern Folgen für das Allgemeine ist wohl noch ein anderer Contrast, der in unsern Tagen sich immer greller und fühlbarer aus der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft hervordrängt — nähmlich der, zwischen der unverhältnißmäßig

Bayerische Staatsbibliothek München

wachsenden Menschenzahl, und den durchaus nicht in demselben Maße vermehrten Erwerbsquellen. Es gibt keinerley Art von Beschäftigung, kein Berufsfach, keine Kunst, kein Handwerk, bey welchem sich nicht eine Überzahl von Strebenden, Leistenden, Hoffenden befände, die so groß ist, daß mit höchster Wahrscheinlichkeit nur der allerkleinste Theil davon an sein Ziel, nähmlich zu einem gesicherten und hinlänglichen Erwerb gelangen wird. Und in dieser Zeit, wo die unaufhaltsam schwellende und sich vergrößernde Volksmenge neue Erfindungen und Entdeckungen nöthig macht, um die hunderttausend neuen Hände damit zu beschäftigen, — in dieser Zeit sinnt man überall darauf, durch Maschinen die Arbeit der Menschen zu ersetzen, und tausende von Händen müssig, tausende von Arbeitern brodlos zu machen. Doch das ist ein Gegenstand, der zu wichtig und eingreifend in das allgemeine Wohl und in das Getriebe der Staatsmaschine ist, als daß eine Frau sich anmaßen dürfte, hierüber ein geltendes Wort mitsprechen zu dürfen. Aber betrachten und beseufzen kann sie dieß immer steigende Mißverhältniß, und auch hier ausrufen: Was wird daraus werden? Wohin wird das führen?

Gespräche.

Wen Gott liebt, den züchtigt er.

Elvire. Willkommen, Arist! Wie freue ich mich Ihres Besuchs! Er ist mir zwar stets erwünscht, aber heute bin ich Ihnen besonders dankbar dafür.

Arist. Wahrlich, gnädige Frau, ich verdiene keinen Dank, wenn ich thue, was mir selbst großes Vergnügen macht.

Elvire. Und dennoch sehe ich Sie so selten!

Arist. Sie kennen meine Lage, die Menge und Art meiner Geschäfte —

Elvire. Ich weiß — ich weiß, und ich bekenne auch, daß es Unbescheidenheit wäre, an Ihre Zeit, die für's Beste der Menschheit verwandt wird, ungestüme Ansprüche zu machen. Dennoch ist es eben so natürlich, daß man Sie oft zu sehen wünscht, und besonders, daß man

Bayerische Staatsbibliothek München

sich nach Ihrem Rathe, Ihrem Trost, oder wenigstens Ihrer Theilnahme umsieht, wenn man verstimmt, verstört ist.

Arist. Ich sehe Sie jetzt genauer an, gnädige Frau, und finde den Ausdruck der Betrübniß in Ihren Mienen. Was ist Ihnen widerfahren? Theilen Sie es dem Freunde mit!

Elvire. Mir eigentlich, lieber Arist, ist nichts Übles begegnet; aber ich war bey einer meiner Freundinnen, bey Arabellen, und fand die Arme am Bette eines ihrer Kinder, dessen Krankheit sehr bedeutend zu werden droht, und noch überdieß aufs heftigste angegriffen durch den Abschied von ihrem Bruder, der gestern zu seinem Regimente abreisete, und in welchem sie ihren treuesten Freund und die einzige Stütze in ihrem traurigen Schicksale besaß.

Arist. Ihre Ehe soll unglücklich seyn, wie man erzählt.

Elvire. O das ist überhaupt ihr ganzes Loos! Sie gehört zu den Menschen, welche das Schicksal ganz eigens zur Zielscheibe aller seiner Pfeile ausersehen zu haben scheint, und diese wählt es gewöhnlich unter den Besten und Würdigsten, so wie es immer die schönsten und süßesten Früchte sind, welche zuerst von verderblichem Gewürme benagt werden, und —

Bayerische Staatsbibliothek München

Arist. (einfallend) Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen hier in zwey Puncten widersprechen muß! Ich kann Ihre Ansicht vom sogenannten Schicksal, besonders aber von seiner angeblichen Bosheit, nicht zugeben. Ein eigentliches Fatum, wie es die Alten dachten, eine blindwaltende Naturkraft, welche nur nach den Gesetzen der physischen Welt über Glück und Unglück entscheiden sollte, dürfen und können wir Christen, die eines Bessern belehrt sind, nicht annehmen. Ja selbst die verständigeren und edleren unter den Heiden, ein Plato, Sokrates, Seneca haben einen Schöpfer und Regierer der Welt geahnet und gelehrt. Für uns aber gibt es eine weise Vorsehung, welche Alles, was geschieht, nach unerforschlichen, meist unbegreiflichen, darum aber nicht minder weisen Gesetzen geordnet hat.

Elvire. Das kommt am Ende auf Eines hinaus. Ich habe mich nur der Ausdrücke bedient, welche man im gewöhnlichen Leben braucht. Aber wahrlich! — ich weiß, Sie, verehrter Freund, sind nicht im Stande, mich mißzuverstehen — die Weise, wie wir Glück und Unglück in der Welt ausgetheilt sehen, könnte uns sehr oft eher auf eine blindwaltende Naturkraft, als auf eine väterliche Fürsorge schließen lassen.

Sind es nicht immer die Edelsten, die Vorzüglichsten, welche am meisten zu leiden haben? Sagt nicht der fromme la Martine selbst:

Tel quand des Dieux de sang voulaient en sacrifice
Des troupeaux innocents les sanglantes prémices
Dans leurs temples cruels —
De cent taureaux choisis on formoit l'Hecatombe,
Et l'agneau sans souillure, et la blanche colombe
Engraissoient leurs autels.

Arist. Ich kenne die Stelle wohl. Sie ist aus dem Désespoir, einem der schönsten Gedichte dieses Autors, vielleicht einem der schönsten, welche die neuere französische Literatur aufzuweisen hat. Aber ich möchte es eben so wenig für ein echtes Glaubensbekenntniß des Dichters, für eine durch Erfahrung und Nachdenken gefundene Wahrheit gelten lassen, als Schillers Resignation, oder seine Freigeisterey der Leidenschaft. Es ist, wie diese, ein Schrey des Schmerzens, ein Ausbruch jugendlicher Verzweiflung, und als solcher zu verzeihen. Beyde Dichter haben später jene unreife Ansicht abgestreift. La Martine spricht auch nur von Dieux de sang, von temples cruels — er hat einen Moloch, einen mexikanischen Huetzliputzli im Sinne, nicht den allmächtigen und allgütigen Schöpfer, den wir

erkennen, und den er in einem andern Gedichte so schön anredet:

C'est peu de croire en toi, bonté, beauté suprême,
Je te cherche par tout, j'aspire à toi, je t'aime,
Mon ame est un rayon de lumière et d'amour,
Qui, du foyer divin, détaché pour un jour
De desirs dévorans loin de toi consummé
Brûle de remonter à sa source enflammée.

Elvire. Die Stelle ist fromm, rührend, sie ist erhaben, wenn Sie wollen; aber sie wird meine Überzeugung nicht umstoßen, daß es Menschen gibt, die zum Unglück geboren sind, denen nichts gelingt, was sie unternehmen, denen das Bestgemeinte zum Verderben ausschlägt, und die ihr ganzes Leben hindurch gequält sind.

Arist. Es ist möglich, daß es hier und dort einen so unaussprechlich unglücklichen Menschen gibt. Mir ist aber keiner bekannt, auf den diese Schilderung mit strenger Wahrheit paßte, und ich kann mich nun einmahl nicht mit der Vorstellung befreunden, daß die Vorsicht eines ihrer Geschöpfe verfolgen und gleichsam aus Haß quälen sollte.

Elvire. Und steht nicht selbst in der Bibel, daß Gott den Jakob geliebt und Esau gehaßt habe?

Arist. Ich sehe, gnädige Frau, Sie ha-

ben sich zum Streit mit guten Waffen, selbst mit Bibelstellen gerüstet, und ich sollte nun wohl die meinigen strecken? Aber ich thue es nicht. Ich finde in dieser Stelle nur eine Redensart, die nach Zeit, nach Nationalbegriffen, und vor Allem nach der Fassungskraft des damahligen Menschengeschlechtes beurtheilt werden muß. Hätte Gott den Esau auf die Weise gehaßt, wie Sie zuvor von einigen, gleichsam von der Gottheit verworfenen und verfolgten Wesen sprachen, so würden wir ihm nicht in derselben Bibel bald darauf als Führer und Fürsten eines zahlreichen Stammes, mit Sclaven, Heerden und allen Dingen gesegnet, begegnen, welche man damahls zum äußern Wohlstande zählte. Jakob hätte dann keine Ursache gehabt, sich vor ihm zu fürchten, und ihn durch vorausgeschickte Bothen mit Geschenken begütigen zu lassen.

Elvire. Es kann seyn, daß jener Ausdruck bloß nationell und orientalisch seyn mag. Aber Sie selbst geben ja die Möglichkeit sehr unglücklicher Lebensverhältnisse zu.

Arist. Allerdings, und es wäre eben so frevelhaft als thöricht, dieß bestreiten zu wollen. Nur ist es meine Meinung, daß wir sehr genau von den eigentlichen Umständen jener Personen unterrichtet seyn müßten, welche wir von so an=

haltendem Mißgeschick verfolgt sehen, um zu beurtheilen, wie viel davon Schickung Gottes und wie viel eigene Thorheit oder Unrecht ist. Hätte z. B. Esau sich nicht von seiner Begierde und Sinnlichkeit verleiten lassen, seine Erstgeburt für ein armseliges Linsengericht herzugeben, so wäre er der Vorgezogene gewesen und geblieben. Ich möchte daher den Esau lieber ungeschickt als unglücklich nennen, und den Spruch eines unserer Dichter: Laß uns nicht weise seyn wollen, wenn wir nichts als glücklich waren, in anderm Sinn auf ihn anwenden: Laß uns nicht unglücklich seyn wollen, wenn wir nichts als thöricht waren.

Elvire. Das Beyspiel Esau's beweiset nichts gegen meine Behauptung, daß gerade die besten Menschen oft am unglücklichsten sind, denn er gehörte nicht vorzugsweise zu dieser Zahl, nach Allem, was wir von ihm wissen, und ich habe seiner auch nicht in dieser Absicht erwähnt.

Arist. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß jene Behauptung gegen die Idee einer gerechten Gottheit streitet.

Elvire. Und warum? Es sind eben seine Lieblinge, die er durch Leiden gleichsam

verklärt. Sagt nicht der bekannte Spruch: Wen Gott liebt, den züchtigt er?

Arist. Abermahl eine Bibelstelle! Aber Sie werden sich vielleicht nicht erinnern, daß gleich nach diesen Worten steht: Gott hat Wohlgefallen an ihm, wie an seinem Sohne, und: Wohl dem Manne, der Weisheit findet, und der Verstand bekömmt! Sie sehen also, gnädige Frau, daß hier keine Rede von Verklärung, sondern von Zucht, Besserung, Belehrung ist. Gott ist hier ganz im väterlichen Verhältnisse zu dem Menschengeschlechte gedacht. Er hat vielerley Kinder, auch solche, die zwar gut, aber von irgend einem herrschenden Fehler hingerissen, oder die zu leichtsinnig, zu leidenschaftlich sind; diesen sendet er Bitterkeiten, Kreuz, Leiden, nicht weil sie schon gut sind, sondern damit sie recht gut werden.

Elvire. Und wie wäre es denn, wenn die Vorsicht doch aus einem anderen Grunde gerade die edelsten Naturen mit ausgesuchtem Unglücke überhäufte? Ich habe irgendwo gelesen, daß es ein der Gottheit würdiges Schauspiel sey, einen starkmüthigen Mann mit seinem bösen Geschick ringen zu sehen.

Arist. Das hat Seneca gesagt: Ein weiser Mann, ein tugendhafter Heide, aber dennoch ein Heide, der Gott nur mangelhaft, kaum als allmächtigen Urheber und Regierer der Welt, durchaus aber nicht als den Vater der Menschen, als die höchste Liebe kannte. Seine Begriffe von Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode, so viele Ehre sie durch ihre Erhabenheit seinem Scharfsinne machen, ermangeln dennoch des Zusammenhangs und der festen Zuversicht, deren wir uns erfreuen. Immerhin mag jene Vorstellung eines Zeus würdig seyn, welchen sich der geistreiche Heide allenfalls gleich einem Consul oder Imperator dachte, wie er, im Amphitheater sitzend, sich an der Kraft und Gewandtheit ergötzt, womit ein verurtheilter Sclave sich gegen ein auf ihn losgelassenes wildes Thier vertheidigt, oder den Gleichmuth und Anstand bewundert, mit welchem ein Gladiator vor ihm seine Seele aushaucht. Können Sie, gnädige Frau, aber wirklich meinen, daß unser Schöpfer, der sich die Liebe nennt, und vor Allem unsere Liebe fordert, daß dieses heiligste Wesen, sage ich, das böse Schicksal recht ordentlich auf eine edle Menschenseele loslassen werde, um sich an dem Anblicke der Kraft zu weiden, mit welcher diese dagegen kämpft?

Elvire. Welches grelle Bild! Gestehen Sie, Arist, daß Sie meine Ansicht lächerlich machen wollten.

Arist. Durchaus nicht, gnädige Frau! Das sind Waffen, deren ich mich nie, am wenigsten gegen Jemand, den ich hochachte, bedienen würde. Aber ich konnte nicht umhin, Ihnen zu zeigen, wie unvereinbar jene Vorstellung mit unseren geläuterten Begriffen von göttlicher Vorsehung sind.

Elvire. Nun so will ich Ihnen denn auch den alten Seneca sammt seinen starkmüthigen Helden eben so preisgeben, wie vorhin den Esau. Das werden Sie aber nicht läugnen können, daß gerade die besten Menschen auch die weichsten und gefühlvollsten und daher auch die verletzbarsten sind.

Arist. Erlauben Sie mir hier eine kleine Unterscheidung zu machen. Es gibt allerdings Personen, bey denen ein von Natur reitzbares Nervensystem, Kränklichkeit u. s. w. eine erhöhte Empfindlichkeit entwickelt hat; und sie finden sich in unserem verweichlichten Zeitalter häufiger, als vor vierzig und fünfzig Jahren. Es gibt aber auch gerade in unserer Zeit sehr viele Personen, besonders des weiblichen Geschlechts, welche durch häufige Romanenlectüre, fremde Schmeicheley

und eigene Verwöhnung dahin gekommen sind, wohin jene die Natur geführt; die sich eben auf diese Reitzbarkeit etwas zu Gute thun, und wenn widrige Zufälle sie treffen, diejenige Stimmung äußern, die ich den Unglücksstolz nennen möchte, wie es einen Ahnenstolz und einen Geldstolz gibt.

Elvire. Nun wahrlich, das ist ein Vorzug, um den Sie Niemand beneiden wird.

Arist. Beneiden eben nicht, aber bewundern, das sollte man sie nach ihrer Meinung. Und wenn sie sich dieses Wunsches auch nicht stets deutlich bewußt sind, so suchen sie doch eben, weil sie sich nicht glücklich fühlen, eine Entschädigung in der höheren Meinung, die sie von sich selbst hegen, halten sich für bessere, von Gott erwählte, durchaus aber nicht für noch zu bessernde Wesen.

Elvire. Das dünkt mich eine unschädliche Täuschung, welche man ihnen wohl gönnen mag zum Ersatz für wirkliche oder auch für eingebildete Leiden, welche im Grunde eben so sehr quälen.

Arist. Ja, wenn es bloß bey der Selbsttäuschung bliebe, und diese Meinung nicht Einfluß auf das Betragen solcher überreitzter Naturen hätte. Aber eben weil sie sich nur für

verklärt, nicht für gestraft halten, versäumen sie, in sich zu blicken, die Schuld manches Übels, das sie leiden, dort aufzusuchen, wo sie liegt, nähmlich in ihren eigenen Fehlern, Leidenschaften, Übereilungen, und somit den eigentlichen Nutzen ihrer Trübsal zu vereiteln. Lassen Sie uns auch nicht vergessen, gnädige Frau, daß im geraden Gegensatze die Meinung eben so — und noch viel weiter verbreitet ist, daß große Unglücksfälle als Strafe Gottes angesehen werden, und durchaus nicht als Belohnung oder Verklärung.

Elvire. Mich dünkt diese Meinung sehr lieblos.

Arist. Lieblos? Das gebe ich Ihnen zu, aber es ließen sich viel mehrere Gründe der Wahrscheinlichkeit dafür anführen, als für die entgegengesetzte Ansicht, und die Sprüche, daß böser Samen böse Frucht bringe, daß man schlafe, wie man sich gebettet, sind im Munde des Volkes, und beweisen wenigstens nicht dafür, daß man Leiden und Drangsal gewöhnlich für ein Zeichen der Erwählung halte. Lassen Sie uns aber die Sache von einer andern Seite betrachten. Wenn Ihr Satz richtig ist, daß die besten Menschen immer am unglücklichsten sind, so frage ich Sie, waren bey der schweren Geisel der Seuche, die

uns vor zwey und drey Jahren getroffen, jene Personen, die sie hinwegraffte, oder die Familien, welche sie durch den Tod ihrer Angehörigen betrübte, besser, edler als die Übrigen, welche am Leben oder unangefochten von diesem Unglück blieben?

Elvire. Sie stellen ihre Frage sonderbar! Da läßt sich weder das Eine, noch sein Gegensatz behaupten. Die Cholera wüthete ziemlich blindlings unter allen Ständen, Verhältnissen, Altern und Characteren.

Arist. Es ging also aus der Beschaffenheit ihrer Opfer die Wahrnehmung nicht hervor, daß nur die Besseren dadurch litten.

Elvire. Das eben nicht, aber wozu soll das führen? Wenn ich von Unglück spreche, so verstehe ich darunter keine Landplage oder ähnliche Schrecken, welche freilich, ihrer Natur nach, Viele zugleich, und Böse wie Gute ohne Unterschied treffen.

Arist. Unglück aber ist Unglück — und wenn Ihre Behauptung richtig ist, so müßte die Vorsicht, um consequent zu seyn —

Elvire (einfallend) Verzeihen Sie, Arist, ich kann nicht schulgerecht streiten, wie Ihr Männer es könnt, die eigens zum Disputiren erzogen werden. Ich verstehe unter Unglück jene

tiefen, jene Seelenleiden, die denn natürlich auch von den weicheren, besseren Seelen am schmerzlichsten empfunden werden.

Arist. Erlauben Sie mir auch hier zu unterscheiden. Die weicheren Seelen sind bey mir durchaus nicht die besseren Seelen.

Elvire. Wie, das wollen Sie bestreiten?

Arist. Allerdings, und ich denke, mit guten Gründen. Sie werden mir wohl zugeben, daß, um ein besserer, nicht bloß um ein guter Mensch zu seyn, man Einsicht, Kraft und Willen haben müsse, um seine Pflicht zu erfüllen. Dazu gehört vor Allem ein gewisses Gleichgewicht unter den Kräften unserer Seele, und das Übermaß des Gefühls oder der Phantasie, wie schön, wie edel es an sich seyn mag, muß uns nicht über die Grenzen der Überlegung hinreißen.

Elvire. Im Allgemeinen mag es wahr seyn.

Arist. Im Allgemeinen wie im Besondern. Nur der Mensch verdient unsere Achtung im höheren Grade, der den Wirkungskreis, in welchen ihn die Vorsehung gestellt, nach seinem besten Wissen und Gewissen ausfüllt, der keine Pflicht mit Willen vernachlässigt, und im Stande ist, auch jene edleren Gefühle, wie Sie

sie nennen, dem Ausspruche der Pflicht oder Vernunft zum Opfer zu bringen.

Elvire. Das ist, wenn Sie wollen, der kräftigere, schätzbare Mensch, aber die schönere Seele, die höhere Natur ist es nicht.

Arist. Würde aber diese schöne Seele die Höhe ihrer Natur nicht besser beweisen, wenn sie ihren Schmerz zu bekämpfen, wenn sie sich vorzustellen bemühte, daß das Übel, unter welchem sie seufzt, nicht sowohl an sich groß ist, als vielmehr nur von ihr so angesehen wird.

Elvire. Ja, wenn sie das könnte; aber das ist es eben, solche Personen sind zu fein organisirt, um jener nüchternen Ansichten fähig zu seyn.

Arist. Nicht doch, gnädige Frau! Schelten Sie mir jenes pflicht- und vernunftmäßige Streben keine nüchterne Ansicht. Klar und bestimmt muß sie wohl seyn, aber sie entspringt aus zu edlen Quellen, um etwas bloß Negatives, von gewöhnlichen Menschen Erreichbares zu seyn. Davon aber bin ich fest überzeugt, daß Ihre höheren Naturen und schönen Seelen, wenn einmahl der ernste Wille zur Selbstbeschauung und Selbstbekämpfung in ihnen erwachte, in dieser Rücksicht Vieles thun könnten. Glauben Sie mir, gnädige Frau, es liegt, wie eine große

Hoheit, so auch eine große Kraft im Menschen, um sich selbst, und in sich sein böses Geschick zu besiegen. Freylich wird dieser Engel, der in uns sein Gefieder regt, wie einer unserer Dichter sagt, nur selten sichtbar; aber er ist da, und der ernste Wille kann ihn beschwören zu erscheinen. Dieser fehlt meistens leider, und ich kann Ihnen auch eine Stelle aus Seneca anführen, die ganz hierher paßt: Nicht wollen liegt zum Grunde, nicht können wird vorgeschützt.

Elvire. Sie sind unbarmherzig, Arist!

Arist. Ich bin nur wahr, und so bin ich bereit, Ihnen zuzugeben, daß allerdings der Fall oft eintritt, wo wir mit Bedauern gute, ja vortreffliche Menschen unter herben Schickungen leiden sehen. Das fällt uns auf, wir bemerken, wir beklagen es, während wir zu gleicher Zeit das Unglück, welches den Werthlosen trifft, wenn es auch um nichts geringer ist, wenig beachten, und bey dem Übel, welches den Bösen oder Verkehrten trifft, nur eine natürliche Strafe bösen oder verkehrten Handelns sehen.

Elvire. Sie glauben also —

Arist. Daß Glück und Unglück sehr oft die Folge, das Erzeugniß unserer Gesinnungen und Handlungen ist, daß Gott noch überdem

nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen auch andere Übel über uns verhängt, welche durchaus außer dem Bereich unseres Willens oder unserer Kräfte liegen; daß aber diese, wenn wir genau forschen wollen, sowohl Gute als Schlimme, Würdige wie Werthlose treffen. Nur fällt es uns mehr auf, wenn wir den Guten, den Redlichen leiden sehen, und es verleitet uns, dieß Leiden als eine Ungerechtigkeit der Vorsicht gegen ihn anzusehen. Unser Billigkeitsgefühl sträubt sich dagegen, und bringt endlich in uns die Ansicht hervor, daß es eine eigene Anstalt der Vorsicht sey, um diese Guten zu verklären, zu erheben.

Elvire. Ja, ja, das war's, was ich dachte, als Sie eintraten.

Arist. Und es ist ein Gedanke, der, obgleich unrichtig, doch sehr natürlich ist, und in einer edlen Seele leicht entstehen kann. Hier aber möchte ich diese edle Seele — Sie, meine gnädige Frau, die ich so hochachte, und jedes bessere Wesen, welches denkt und fühlt wie Sie — auf einen andern Standpunkt führen, von dem aus Ihnen die Leiden und räthselhaften Schickungen, welche so oft, wie wir sehen, den Guten und Redlichen drücken, während Unverdiente, ja wohl anerkannt Böse, sich eines ungetrüb-

ten Glückes zu erfreuen, wenigstens scheinen, sich Ihnen in einem tröstenden Lichte zeigen sollten. Und dieser Standpunct ist kein anderer, als die Überzeugung, daß das, was in uns denkt und fühlt, der unsterbliche Bewohner dieses hinfälligen Körpers, nicht für diese Erde allein geschaffen ist, und seine Laufbahn so wie seine Prüfungen und Läuterungen nicht für dieses Leben allein berechnet sind.

Elvire. Ich fange an, Sie zu verstehen.

Arist. So sehen wir einen Sokrates der Macht seiner Feinde unterliegen, so endigte der göttliche Lehrer des Menschengeschlechts sein Leben unter Qualen am Kreuze, so sind noch andere zahllose Opfer ihrer Tugenden gefallen, und dennoch — wird und darf uns diese Vorstellung nicht niederschlagen. Sie soll uns im Gegentheil erheben und beruhigen; denn hinter dem Schatten des Todes bricht eine schönere Morgenröthe hervor. Hoffnung, Friede und Seligkeit strahlen in ihr aus der Ferne in unser dunkles Erdenleben herein, und die künftige Welt erklärt die gegenwärtige, wie Young in seinen Nachtgedanken spricht: Nothing this world unriddles, but the next. Hierin liegt, wie unser bester Trost bey den oft unerforschlichen Fügungen des Himmels, so auch die sicherste Bürgschaft für

unsere Unsterblichkeit. Unser Schicksal, unsere Ausbildung und Würdigkeit wird nicht in dieser Spanne Zeit und in unserm irdischen Daseyn vollendet, und erst in einem folgenden besseren Leben wird die hier schwergeprüfte Tugend ihren Lohn, das hier unbestrafte Vergehen seine Züchtigung finden. Darauf weiset, nach meiner Überzeugung, die unvollständige und ungleiche Austheilung von Glück und Unglück, von günstigen und ungünstigen Umständen für unsere Ausbildung, mit einem Worte, der ganze unvollkommene Zustand hin, in welchem wir uns hier auf Erden befinden, und den Haller so passend einen Raupenstand nennt, aus welchem sich der Schmetterling des künftigen besseren Daseyns erst entwickeln soll.

Elvire. Arist! Sie haben überwunden! Ihre letzte Ansicht entscheidet, und ich schäme mich meiner unbedachten Klagen, meines unreifen Urtheils. Ach, was ist ein treuer Freund werth, der uns erhebt, indem er uns unser Unrecht zeigt, und uns tröstet, indem er uns tadelt! Ich danke Ihnen herzlich für diese Stunde.

Arist. Und ich danke Ihnen, gnädige Frau, für den Anblick der schönen Rührung, die ich in Ihren Augen lese, und für das erhe-

bende Bewußtseyn, das mir die Versicherung gibt, Ihnen irgend Etwas gewesen zu seyn.

Über Wohlthaten und Undank.

Einige Wochen nach diesem Gespräche besuchte Arist, dem seine Geschäfte nicht erlaubten, der gesellschaftlichen Freuden oft zu genießen, seine Freundinn Elvire wieder einmahl, und fand sie in ihrem schönen Garten, gedankenvoll und bekümmert, wie es schien, an einem Tische sitzen. Sein Herz nahm sogleich warmen Antheil an dem Mißmuth dieser Frau, die ihm schon als Kind und heranwachsende Jungfrau im älterlichen Hause lieb gewesen war, und über die ihm eben seine Freundschaft mit ihrem Vater und die Würde seiner eigenen Persönlichkeit ein gewisses Ansehen gab. Theilnehmend näherte er sich ihr, und nach den ersten gleichgültigen Begrüßungen und Erkundigungen fragte er sie geradezu um die Ursache ihres Kummers oder ihrer Schmerzen.

Elvire. Schmerz? Kummer? Nein, lieber Arist, so kann ich das, was mich heute drückt, nicht eben nennen; aber unendlich verstimmt bin ich, verletzt in meinem Innern, gekränkt in so

eigenen Beziehungen, daß nur ein Freund, der mich kennt, so wie Sie, ermessen kann, wie tief diese Verletzungen, wie gerecht meine Klagen sind. Die Welt würde jene wahrscheinlich Grillen, und diese Empfindeley schelten, sobald von keinem eigentlichen Unglück, sondern von unzarter Behandlung die Rede ist.

Arist. Es ist eine alte Bemerkung, daß Leiden, welche uns Gott schickt, sich leichter ertragen lassen, als was uns Unverstand oder Bosheit Anderer zufügt. Aber lassen Sie mich hören, gnädige Frau —

Elvire. Zuerst also, um beym Kleineren anzufangen, hätten wir, mein Mann und ich, längst gewünscht, unsern Garten zu vergrößern, und da unser Nachbar, der Fabrikant, einen Fleck Erde besitzt, der an unsere Anlagen stößt, und den er durchaus nicht braucht, so suchten wir ihn zu kaufen. Mein Mann hatte Gelegenheit, dem Manne in seinen Geschäften einige wesentliche Dienste zu leisten, und da wir ihm einen Kaufpreis hatten anbiethen lassen, wie er ihn nie hätte hoffen dürfen, wie nur Liebhaberey ihn biethen konnte, so zählten wir sicher auf die Erfüllung unseres Wunsches. Aber denken Sie —

Arist. Er schlug die Summe aus?

Elvire. Ja, stellen Sie sich vor, er schlägt sie aus!

Arist. Und was gab er für Gründe an?

Elvire. Es sey ein Erbstück seiner Familie, der Spielplatz seiner Kinder — es stosse rückwärts an seine Wohnung — was weiß ich! Lauter unbedeutende Ausflüchte, hinter welchen sich sein Starrsinn und seine Undankbarkeit versteckt.

Arist. Starrsinn? das möchte ich Ihnen zugeben; aber Undank? Undank, gnädige Frau, ist ein hartes Wort, und wir dürfen uns nicht sogleich erlauben, jemand desselben zu bezüchtigen —

Elvire. O, lieber Freund! Das Wort mag hart seyn, — die Sache ist noch härter, und am härtesten das Herz, das dieses Lasters fähig ist. Es gibt viele Undankbare, glauben Sie mir!

Arist. Leider! leider! Es ist auch ein Zeichen der Zeit, eine Krankheit des jetzigen Geschlechts. Doch eben darum, und weil die Erscheinung an sich so traurig ist, möchte ich mir Mühe geben, so viele Einzelne, als nur immer möglich, vor diesem Vorwurfe zu retten. Und daher möchte ich, wenn man auch Ihren Nachbar nicht vom Eigensinn freysprechen kann,

ihn doch mit dem garstigen Flecken des Undanks nicht gerade darum brandmarken. Kennen wir denn die Wichtigkeit der Gründe, oder die Gewalt alter Vorliebe, die ihn bewegt, sein Grundstück zu behalten? Wie schwer mag es dem guten Nachbar vielleicht fallen, Ihrem Gemahl nach einem wichtigen Dienste diese Gefälligkeit abschlagen gemußt zu haben? Wie sehr mag es ihn vielleicht kränken, den Anschein des Undanks dadurch auf sich zu laden? Wir können das nicht beurtheilen, denn wir kennen des Mannes eigenthümliche Lage nicht, und ein altes Sprichwort sagt: Der Narr ist klüger in seinem Hause, als der Weise außerhalb desselben.

Elvire. Schon gut! Schon gut! Ich will Ihnen das lieber zugeben, als länger streiten, denn zuletzt kämen wir wohl noch dahin, den eigensinnigen Patron für die harte Nothwendigkeit, in die ihn das Schicksal setzte, bedauern zu müssen. — Sie waren auf dem besten Wege dazu. —

Arist. Warum nicht, gnädige Frau? Ist es nicht ein angenehmeres Gefühl, Jemand bedauern, als ihn hassen zu müssen?

Elvire. O ich kenne Sie schon, und Ihre unerschöpfliche Geduld und unermüdliche Gelassenheit! Ich ehre Sie, aber, verzeihen Sie,

nachahmen kann ich Sie nicht; und wo würden wir endlich mit dieser Barmherzigkeit hier auf Erden hinkommen, wo Jeder nur seinen Vortheil kennt und sucht, Jeder nur sich allein im Auge hat, und jede frühere Verpflichtung, jede heilige Pflicht, Liebe, Freundschaft, Aufopferung durchaus nichts mehr gilt, und wie lästiges Geräth auf die Seite geworfen wird! Ist Ihnen die Probe von unserm Herrn Nachbar nicht Beweises genug von der Undankbarkeit der Menschen, o so habe ich andere Beyspiele. Wissen Sie wohl, daß Lisinde mich verläßt?

Arist. Lisinde? Ich erstaune. — Sie heirathet wohl?

Elvire. Ja, wenn es dieß wäre, so wollte ich ihren Verlust mit Geduld leiden, und über keine Undankbarkeit klagen. Aber nein, sie heirathet nicht, es ist keine Versorgung, die sie von mir wegzieht — sie kehrt zu ihrer Tante zurück. —

Arist. Zu ihrer Tante? Zu derselben, die sich vor acht Jahren glücklich schätzte, als ihre Nichte in Ihr Haus, meine Gnädige, aufgenommen wurde, und die seitdem, wie ich hörte, mit Vergnügen die Fortschritte sah, welche das Mädchen in Ausbildung ihrer Talente und Fertigkeiten machte?

Elvire. Zu derselben. Sie wissen — oder wissen vielleicht auch nicht, was eigentlich damahls die Veranlassung war, daß ich dieß Mädchen zu mir nahm?

Arist. Ich muß gestehen, daß ich nie genau davon unterrichtet war. Sie erinnern sich wohl, gnädige Frau, daß ich gerade damahls auf lange Zeit von hier abwesend war. Als ich wiederkam, fand ich Lisinden schon seit mehreren Jahren in Ihrem Hause eingewohnt.

Elvire. So hören Sie denn! Lisinde ist die Tochter eines armen Offiziers, der sie ganz hilf- und mittellos hinterließ. Seine Schwester, eben die Tante, von welcher die Rede war, hatte das Kind zu sich genommen, aber auch ihre Umstände erlaubten ihr nur wenig für dasselbe zu thun. Bey einem Kinderball hatte ich Gelegenheit, das wunderschöne Geschöpf zu sehen, um das sich Alles drängte, und eben so sehr den seltnen Liebreiz der holden Gestalt, der anmuthsvollen Bewegungen, wie den lebhaften und ganz eigenen Geist in den naiven Äußerungen zu bewundern. Mich riß das Kind hin. — Ich war längst mit dem Gedanken umgegangen, da der Himmel nie meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, und mir keine eigenen Kinder geschenkt hatte, mir doch ein fremdes anzueignen, und dadurch

manche einsame Stunde auszufüllen, und so war ich schnell entschlossen, dieses allerliebste Kind anzunehmen.

Arist. Sein Äußeres hatte Sie bestochen und bestimmt?

Elvire. Natürlich! Von dem Character eines achtjährigen Kindes konnte keine Rede seyn. Ich ließ mit der Tante unterhandeln. So beschränkt ihre Lage war, brauchte es doch lange, bis sie sich endlich in Rücksicht auf die Versorgung, die ihrer Nichte wartete, entschloß, das Kind ihres Bruders von sich zu lassen.

Arist. Das kann ich an der Frau nicht tadeln.

Elvire. Nicht? Ich dächte doch, die Anerbiethungen, die ihr gemacht wurden, waren von der Art, daß jede Andere, die nicht gerade so eigensinnig war, wie diese Tante, sich gefreut haben würde, das Glück ihrer Nichte für die Zukunft gesichert zu sehen.

Arist. Gnädige Frau! Es ist mit der Benennung Glück so eine eigene Sache — und nur selten ist man da im Stande von seiner Vorstellung auf die der Andern zu schließen; des Menschen Wille — es ist dieß ein uraltes, aber wahres Wort — des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Elvire. Lassen wir das! Ich kenne Ihre Art, bey Ihnen hat immer — dem Sprichwort zuwider — der Abwesende Recht. Also die Tante war es endlich zufrieden, mir ihr Lieschen zu überlassen.

Arist. Lieschen ist also der eigentliche Nahme?

Elvire. Ja wohl! Aber so heißt jede Magd, und darum nannte ich das Kind meiner Wahl Lisinde. Tagtäglich gewann ich die holde Kleine lieber, tagtäglich sah ich neue Reize, neue Fähigkeiten sich entfalten. Sie lernte leicht und doch mit einer Lust, die man nur selten an geistvollen, lebhaften Kindern findet. — Alles schlug Wurzel in dem reichen Boden dieses Geistes. Sie brachte es im Clavierspiel, im Singen, im Zeichnen zu einer seltenen Vollendung. Doch hören Sie weiter! Einige Jahre ging Alles gut. Lisinde war wie mein eigenes Kind gehalten. Sie theilte unsere Lebensweise, unsern Tisch, späterhin auch unsere Unterhaltungen. Ich nahm sie überall mit mir, sie genoß Freuden und Auszeichnungen, wie sie und ihre Tante sichs nie, auch im kühnsten Traume, hätten wünschen können. Indessen war das Kind zum Mädchen, zur Jungfrau herangewachsen. Sie war immer um mich, sie saß im Sallon bey

mir, machte den Thee, sang, spielte, fand alle Gelegenheit ihre Talente zu zeigen, und ihren Geist im Umgange mit der gebildetsten Gesellschaft zu nähren und zu vervollkommnen. Kurz, ich hätte eine eigene Tochter nicht anders behandeln können. Aber in dieser meiner Güte lag der Keim des Verderbens für sie.

Arist. Das will ich glauben.

Elvire. Sie können sich keinen Begriff von der Eitelkeit, dem Stolze, dem Übermuthe machen, der nach und nach sich in dem Mädchen entwickelte. Die jungen und alten Herren, die meinen Sallon besuchten, thaten redlich das Ihrige, um das niedliche Köpfchen verdrehen zu helfen. Man umringte sie, man sagte ihr Schönheiten, man reizte ihre Eitelkeit. Meine Ermahnungen fanden Widerstand, meine Zurechtweisungen erregten ihre Laune. Sie erlaubte sich, sie zu zeigen, und ich ertrug das nicht. Es gab bittere Auftritte zwischen uns, und unser Verhältniß wurde immer mehr gestört. Sie war durch meine lange Nachsicht verwöhnt, meine jetzige nothwendige Strenge dünkte sie unerträglich, und mit großer Heftigkeit und noch größern Übertreibungen mochte sie bey ihrer Tante geklagt, und die Härte dieses ungewohnten Druckes geschildert haben. Das Ganze endigte damit, daß

die Tante mir vor zwey Tagen einen höflichen aber sehr bestimmten Brief schrieb, worin sie für alle ihrer Nichte erzeigten Wohlthaten dankte, aber diese zurückforderte.

Arist. Und Sie ließen sie ziehen?

Elvire. Das mein' ich! O, keinen Tag, keine Stunde hätte ich sie mehr im Hause behalten wollen! Diese Undankbarkeit war zu schreyend, und selbst mein Ehrgefühl wäre durch ihren Anblick beleidigt gewesen.

Arist. Verzeihen Sie, meine gnädige Frau, wenn ich eine Frage mache, die Ihnen jetzt vielleicht, nach Allem, was Sie mir erzählt haben, albern vorkommen mag. Aber — wozu hatten Sie das Mädchen eigentlich erzogen? — Welche Zukunft hatten Sie für sie gewählt?

Elvire. Welche Zukunft? Je nun! Sie hätte einst eine anständige Parthie finden können, wir hätten sie ausgestattet, wir hätten sie auch ferner unterstützt. Ich konnte hierin auf meines Mannes Güte überhaupt, so wie auf seine Liebe für mich rechnen. Auch wäre hierzu in meinem Hause die beste Gelegenheit gewesen, da es von so vielen Menschen besucht wird.

Arist. Gewiß. Aber was meinen Sie, welche Art von Freyer hätte am besten für Lisinden gepaßt?

Elvire. Was weiß ich! Ich habe nicht eigentlich darüber nachgedacht. Ich war nicht verlegen, das Mädchen anzubringen, und habe von projectirten Heirathen nie viel gehalten.

Arist. Da muß ich Ihnen vollkommen Recht geben. Aber lassen Sie uns einmahl die verschiedenen Classen von Männern durchgehen, in welchen sich der Freyer für Lisinden hätte finden können. Zuerst — ein Cavalier —

Elvire. Wo denken Sie hin? Lisinde ist bürgerlich.

Arist. An einen Cavalier war also nicht zu denken. Ein Beamter aber, oder Offizier, der ihr seine Hand hätte biethen wollen, müßte sehr reich seyn —

Elvire. Wie so? Das sehe ich nicht ein. Ein ganz armes Mädchen, wie Lisinde, konnte keine große Ansprüche machen.

Arist. Aber ein Mädchen, das in Ihrem Hause und als Ihre Tochter erzogen worden, hatte Bedürfnisse und eine Lebensordnung kennen gelernt, die sie nur mit dem Gefühle der bittersten Entbehrung in beschränkteren Verhältnissen vermißt haben würde. Lisinde war eigentlich als Dame gehalten. Ihre Wohnung, Tafel, Bedienung, Garderobe war die einer Dame; ihre Beschäftigung bestand in Ausübung ihrer Ta-

lente und Fertigkeiten. Glauben Sie wohl, daß dieses Mädchen sich leicht und mit Lust in die mannigfachen Beschränkungen eines mittelmäßigen Hausstandes gefügt haben würde? Und ein mittelmäßiger Hausstand würde so ziemlich nach Allem, was Sie selbst äußerten, Lisindens künftiges Loos geworden seyn. Setzen Sie noch hinzu, daß eine Frau in diesen Verhältnissen gar manche Kenntnisse und Übungen haben muß, wovon in einem glänzenden Leben, wie das Ihrige, gnädige Frau, gar nichts vorfällt —

Elvire. Ja, ich muß es zugeben — zur eigentlichen Wirthschaft, so zu einem verwaschenen, verkochten, vernähten Leben, wie Jean Paul sagt, habe ich Lisinden nicht erzogen. Es war auch in meinem Hause nicht möglich, wenn ich über die Bildung ihres Geistes und Gemüths wachen, sie nicht den Händen der Kammerfrau überlassen, sondern unter meinen Augen haben wollte.

Arist. Gewiß, und es ist Ihnen in dieser Hinsicht kein Vorwurf zu machen; aber das bleibt dennoch wahr, die Umgebungen, wohin Sie das Mädchen brachten, lagen sehr fern von dem Kreise, in dem sie einst gelebt, und wahrscheinlich künftig wieder leben wird.

Elvire. Hierauf, lieber Arist, war es,

wie mich dünkt, eben so unmöglich als unnöthig, Rücksicht zu nehmen, wenn ich die Plane, welche ich mit Lisindens Ausbildung vorhatte, ausführen wollte. Es war mein Wunsch, ja mein Vorsatz, es an nichts fehlen zu lassen, was nur zur Entwickelung ihrer Talente, zur Ausschmückung ihres Geistes, zur vollendeten wirklichen Bildung gehören kann. — Ich wollte zeigen, was eine schöne und reichbegabte weibliche Natur leisten kann, wenn sie sich nach allen ihren Richtungen frey und kräftig entfalten darf. —

In diesem Augenblicke unterbrach der Gärtner das Gespräch, der mit einem Paar Blumentöpfen, in welchen verwelkte Pflanzen die Häupter neigten, zu Elviren trat. Es waren einige Gentianen und ein Rhododendron alpinum, die er vor einigen Wochen von einer Excursion auf die nächsten Alpen mitgebracht, und mit großer Mühe, aber ohne Erfolg, in seinem Garten aufzuziehen gestrebt hatte. Es ging einige Wochen so ziemlich, bis die heißen Tage kamen; aber nun welkten und starben die armen Kinder des Hochgebirges, an rauhere aber reinere Luft, an kühleren Schatten und den stärkenden Hauch der Alpen gewohnt, in der niedrigen, dumpfen Atmosphäre, und alle Sorgfalt des kunsterfahrenen Mannes, ihnen durch Schatten,

Steinumhegung, frisches Wasser u. s. w. ein fernes Nachbild ihres gewohnten Clima's zu verschaffen, scheiterte an der unaufhaltsam wirkenden Kraft der Natur.

Unmuthig und weit mehr durch diesen unbedeutenden Vorfall gereitzt, als sonst wohl geschehen seyn würde, fand Elvire, so wie der Gärtner sich entfernt hatte, sogleich in dieser Veranlassung neuen Stoff zu klagen, und verbreitete sich mit Heftigkeit über alle die Kränkungen, welche sie seit einiger Zeit vom Schicksal sowohl als fremder Ungerechtigkeit und Undankbarkeit erduldet, und nur, nachdem sie sich genugsam darüber ausgesprochen hatte, versuchte es Arist, ihre Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken, indem er, den Anlaß von den verwelkten Pflanzen vor ihnen nehmend, das Gespräch auf die Geschicklichkeit der Kunstgärtner brachte, welche es verstünden, Pflanzen aus den entferntesten Himmelsstrichen und Climaten nach und nach an unsere Luft zu gewöhnen, und somit unsern Gärten manche früher nicht bekannte Zierden zu verschaffen. Elvire ging lebhaft in dieß Gespräch ein, sie verbreitete sich mit Sachkenntniß über die Behandlung der Pflanzen, und der Art, sie zu acclimatisiren, und nannte viele schöne Gewächse sowohl aus wärmeren als käl-

teren Gegenden, welche nach und nach auf diese Art bey uns einheimisch geworden.

Arist. Dennoch zweifle ich, daß diese Gewächse jemahls bey uns den Grad von Schönheit und Kraft erreichen werden, welchen sie in ihrem vaterländischen Boden haben, und dessen sich unsere einheimischen Eichen, Buchen, Äpfel- und Birnbäume erfreuen.

Elvire. Das mag wohl seyn. Ich habe natürlicherweise den Tulpenbaum, die Brussonetien und viele andere Gewächse nie in ihrem Vaterlande gesehen. Es läßt sich aber vermuthen, daß Ihre Bemerkung richtig sey.

Arist. Dann werden auch die Früchte oder Saamen dieser Pflanzen, wenn sie auch bey uns zur Reife kommen, niemahls ihren natürlichen Geschmack oder Kraft ganz erhalten.

Elvire. Wahrscheinlich. — Darauf ist es auch nur bey äußerst wenigen abgesehen.

Arist. Die Verpflanzung dieser Fremdlinge hat also, wie es klar ist, nicht die Veredlung der Pflanze selbst oder ihr besseres Gedeihen, sondern nur unser Vergnügen zum Zweck.

Elvire. Wenn Sie es so nehmen, und die Bereicherung unserer Kenntnisse, so wie die vermehrte Zahl unserer Erfahrungen nicht in Anschlag bringen wollen —

Arist. Das ist allerdings schätzenswerth. — Nur meine ich, die Pflanzen selbst, die Individuen, wenn sie fühlen und sprechen könnten, würden sich nicht dafür bedanken; denn ihnen ist dabey, wie diese Alpenkinder beweisen, nicht wohl. Viele halten das Verpflanzen aus, und kommen leidlich fort, andere, wie diese Gentianen, erliegen darunter. Und glauben Sie wohl, gnädige Frau, daß, wenn es ihnen freygestellt würde, nicht jede mit Freuden zurückkehren, und gleich einer zurückschlagenden Feder in ihre vorige Lage überspringen würde?

Elvire. Wenn Pflanzen sich über so etwas äußern könnten, glaube ich es wohl.

Arist. Und meinen Sie, daß sie sich dem Gärtner sehr verpflichtet fühlen würden, der sie, um seinem Garten eine höhere Zierde zu geben, oder um Versuche mit ihnen anzustellen, ihrem heimischen Boden entrissen, und in eine weder gewünschte noch beglückende Lage gebracht hatte?

Elvire. Arist! Verstehe ich Sie? Was wollen Sie mit dieser Frage?

Arist. Sie haben mich verstanden, gnädige Frau! Ihr richtiger Verstand, Ihr warmes Gefühl für's Gute muß Sie von selbst auf den

Standpunct bringen, von welchem aus diese Sache allein angesehen werden kann.

Elvire. So kämen wir dahin, daß Lisinde mir keinen Dank schuldig sey, daß ich bey ihrer Adoption aus Selbstsucht, aus Eitelkeit — aus Gott weiß welchen trüben Beweggründen gehandelt hatte.

Arist. Nicht doch, gnädige Frau! Geben Sie meiner Ansicht keine so feindselige Deutung. Sie haben Lisinden geliebt, Sie haben ihr Gutes erzeigt, das allein verdient schon Dank und Erwiederung, und es war nicht an dem Mädchen, in die Beweggründe einzugehen, welche bey ihrer Aufnahme in dieß Haus thätig gewesen. Mißdeuten Sie daher meine Worte nicht. Es war bloß mein Wunsch, Ihnen einen Vorfall, der Sie so bitter zu kränken scheint, von einer Seite zu zeigen, die —

Elvire. Die, statt zu kränken, mich demüthigen sollte? Nicht wahr? O Sie machen Ihre Sachen vortrefflich, und wissen recht, wie man einem gedrückten Herzen aufhilft!

Arist. Vielleicht doch, gnädige Frau, vielleicht mehr, als Sie in diesem Augenblicke, wo der Schein gegen mich ist, glauben. Sie haben einen Ausdruck gewählt, der mir sehr passend scheint, um meine weiteren Bemerkungen

daran zu knüpfen. Sie haben sich des Wortes Demüthigung bedient, gnädige Frau! Sie wollten damit etwas Bitteres sagen, Etwas, das Ihr gereiztes Gefühl bezeichnen sollte. Ich läugne es nicht, meine Worte konnten Sie verletzen, aber sie sollten mir den Weg bahnen, Sie auch wieder aufzurichten, so wie — erlauben Sie mir abermahls ein Bild aus Ihrem Garten zu entlehnen — so wie der Regen den aufgelockerten Boden leichter durchdringt, als den Sandgrund der Allee.

Elvire. So haben Sie mich also mit Absicht verletzt?

Arist. Verletzt? Nein, gnädige Frau, verletzt habe ich Sie nicht, oder wollte es wenigstens nicht, hierin ist Gott mein Zeuge! Aber aufmerksam wollte ich Sie auf eine, wie es mir seit Langem schien, unrichtige Ansicht der Dinge machen, und Ihnen den herbsten Schmerz, den über verfehlte, edle Zwecke, und einen wahren Undank ersparen. Ich wollte Ihnen zeigen, erstlich, daß Ihr Erziehungsplan mit Lisinden nicht ganz richtig entworfen, und noch viel weniger auf das wahre Glück dieses Mädchens berechnet war; und dann, daß aus eben dieser Ursache Lisindens Handlung zwar ein subjectiver aber kein objectiver Undank genannt werden könne.

Elvire. Das klingt mir zu gelehrt, und ich muß um Erklärung bitten.

Arist. Sehr gern, ob ich gleich überzeugt bin, daß sie bey Ihnen, gnädige Frau, überflüssig seyn, und Sie, wenn Sie sich die kleine Mühe geben wollten, das Gesagte leicht verstehen würden. Ich wollte damit andeuten, daß zwar Lisindens Betragen gegen Sie immer Undank ist, weil das Mädchen selbst das Gefährliche ihrer Stellung nicht einsah, und bey der Unart ihres Benehmens bloß den Regungen einer aufgereitzten Eitelkeit folgte, daß aber Sie selbst, gnädige Frau — zürnen Sie dem Freymuthe nicht, mit dem ich spreche — nicht auf unbedingten Dank und gänzliche Hingebung von Seite des Mädchens zählen durften, da, wie Sie selbst mir gesagt, Ihr Vergnügen, die Erheiterung Ihrer einsamen Stunden der eigentliche Beweggrund war, warum Sie das Mädchen zu sich nahmen.

Elvire. Ich verstehe Sie, Arist! Sie haben ein hartes, aber ein treffendes Wort gesagt — und ich kann Ihnen nicht mehr widersprechen. Es mag seyn, daß ich in Absicht auf Lisindens Erziehung einen Mißgriff gethan, daß ich nicht ganz rücksichtslos gehandelt habe. Ich glaube es, weil Sie es mir sagen, und schon

früher eine meiner Freundinnen mir dieselbe Ansicht zu geben suchte. Es wäre besser gewesen, ich hätte Lisinden nie zu mir genommen, ich hätte dadurch dem Mädchen manchen Irrthum, mir manchen Schmerz erspart.

Arist. Unstreitig, gnädige Frau, und wenn dieß zu vermeiden Ihr ernstlicher Wunsch ist —

Elvire. Er wird es werden. O glauben Sie, lieber Arist, man lernt mit der Zeit hart und eigensüchtig werden. Die Menschen machen uns dazu, und keine zweyte Lisinde soll mich so kindisch, so weich finden —

Arist. Und warum nicht, meine Gnädige? Zwar wünschte ich, daß die unangenehme Überzeugung, welche der gegenwärtige Fall Ihnen aufgedrungen, Sie behutsam bey einer künftigen Wahl, und aufmerksam auf die Richtung mache, welche Sie dem einstgewählten Pflegekind wollen angedeihen lassen.

Elvire. Nein, nein, Arist! Ich nehme kein Kind mehr an, das steht fest bey mir. Ich fürchte einen nochmahligen Mißgriff, nachdem ich bey dem ersten so viel gelitten.

Arist. Dann thut es mir doppelt leid, daß Lisinde durch ihr unwürdiges Betragen nicht allein für sich, sondern auch für Andere Ihr gütiges Herz verschlossen haben soll.

Elvire. Haben Sie nicht selbst meine Verfahrungsart getadelt? Haben Sie mir nicht zeigen wollen, daß ich Lisinden eigentlich nur für mich gebildet, und ihrem Character dadurch eine schiefe Richtung gegeben habe? Es ist am besten, es gar nicht mehr zu versuchen.

Arist. Ich wäre nicht dieser Meinung. Warum sollten Sie nicht irgend ein oder ein Paar hübscher gesunder Kinder von armen aber rechtlichen Ältern annehmen, sie auf Ihre Kosten, unter Ihrer Aufsicht, Ihrer Mitwirkung — aber, wohlgemerkt, nicht in Ihrem eigenen Hause, an Ihrem Tische — nach einer zweckmäßigen und den Verhältnissen der Kinder angemessenen Richtung erziehen lassen — ein Mädchen z. B. zu einer Gouvernante, zur Kammerjungfer, einen Knaben zum Künstler, zum Beamten auf den Gütern Ihres Herrn Gemahls? Diese Kinder würden Ihnen einst ihre Bildung zu tüchtigen, rechtschaffenen Menschen verdanken, und Sie würden sich des Guten, welches Sie hier gestiftet, mit freyerer Seele freuen können, denn es wäre rein nur um dieses Guten willen gethan worden.

Elvire. Und auch dann noch würde ich schlechten Dank dafür haben. Erinnern Sie sich, Arist, an den Secretär meines Großvaters? Er

war ein armer Köhlerknabe, mein Großvater fand ihn auf der Jagd verirrt und halb verhungert im Walde. Er nahm ihn mit sich ins Schloß, und ließ ihn sorgfältig erziehen, weil er gute Anlagen an dem Knaben entdeckte. Franz studirte brav, wurde ein tüchtiger Beamter, mein Großvater konnte ihn wohl brauchen, und dachte eine Stütze an ihm zu haben. Einige Jahre ging es auch recht gut, aber da wurde die Inspectorsstelle bey dem Grafen von H*** leer — die Lockung war zu groß, die empfangene Wohlthat war vergessen, und Franz nahm die einträgliche Stelle an.

Arist. Ich verlange Franz nicht zu entschuldigen. Er hat nicht so gegen Ihr Haus gehandelt, wie er sollte. Auch bin ich nicht eigentlich von allen bey dieser Geschichte obwaltenden Umständen unterrichtet; nur das dünkt mich gehört zu haben, daß Franz ein armes Mädchen liebte, daß Ihr Herr Großvater nicht gern sah, wenn seine Leute, die er unmittelbar um seine Person hatte, verheirathet waren, und daß jene Anstellung ihm diese Möglichkeit gab.

Elvire. Es steht doch jedem Herrn frey, die Bedingungen zu machen, unter welchen er seine Leute halten will.

Arist. Gewiß; aber es steht diesen dann auch frey, ob sie sich darauf einlassen wollen.

Elvire. Davon konnte bey einem Beamten, den man aus Menschenliebe als Kind angenommen und nach und nach befördert hatte, die Rede nicht seyn.

Arist. Um desto schwerer drückte den Jüngling vielleicht eine Bedingung, deren Last er, ohne sie zu kennen, übernommen. Doch dem sey, wie ihm wolle. Eine Folge jener Wohlthat bleibt unaustilgbar, und diese ist des Knaben Bildung zum nützlichen Staatsbürger und würdigen Familienvater, denn dieß ist Franz nach Jedermanns Zeugniß geworden.

Elvire. Was hatte aber mein Großvater davon, als er vor zwanzig Jahren ihm davon ging?

Arist. Freylich, die endliche Entwickelung seines Zöglings, und die Stufe der Ehre und Wohlhabenheit, welche dieser in der Folge erstiegen, konnte der Selige nicht mehr sehen. Er würde sich ihrer erfreut haben, deß bin ich sicher; denn sie waren sein Werk, und dieß Bewußtseyn — diese innere Billigung, meine Gnädige, sollten sie nicht eben so viel werth seyn, als die oft zweydeutigen Zeichen von Dankbarkeit und Ergebenheit, die manchmahl Klugheit,

manchmahl Heucheley, manchmahl Eitelkeit dem gedrückten Verpflichteten abnöthigt? Am schönsten wäre es wohl, wenn die Wohlthat jedesmahl ihren freyen, ungezwungenen Dank fände, wenn Liebe und Anerkennung in der Brust des Betheiligten von selbst als edle Gewächse aus fruchtbarem Boden entsprößen. Schön wäre es, wenn die Erinnerung der Verpflichtung, statt zu drücken, wie sie gewöhnlich thut, ein reger Sporn zur Liebe, zur Wiedervergeltung würde. Aber können wir die menschliche Natur ändern? Können wir machen, daß die Schönheit der Tugend der Mehrzahl einleuchte? Die Menschen sind einmahl, wie sie sind.

Elvire. Das denke ich eben, und darum komme ich auf meinen vorigen Satz zurück; es ist am besten, wenn man gar nichts für Wesen thut, die das Gethane anzuerkennen so wenig Fähigkeiten haben.

Arist. Dieser Meinung bin ich nicht, und glaube, daß damit viel Gutes in der Welt unterbleiben würde, ja, ich bin sogar überzeugt, daß diejenigen, welchen Gott Vermögen gab, um Gutes zu wirken, verpflichtet seyen, es zu thun.

Elvire. Auch dann, wenn sie Undank ernten?

Arist. Auch dann.

Elvire. Nun wahrlich, das ist seltsam!

Arist. Vielleicht aber, meine Gnädige, würde der Undank nicht so oft bemerklich werden, wenn wir die Wohlthaten in ihrem gehörigen Lichte betrachteten. Lassen Sie uns abermahls ein Bild aus Ihrem Garten entlehnen! Ihr Gärtner pflegt hier dieß Blumengeländer mit großem Fleiße, er wendet alle seine Sorgfalt darauf, damit es schön aussehe, und, mit den seltensten Gewächsen besetzt, ein Denkmahl seiner Kunstferigkeit, so wie ein Augenmerk der Bewunderung für Jene seyn sollte, die den Garten besehen. Hier würde ihn jede Fehlschlagung kränken, jede ausgebliebene Blüthe ein Vorwurf dünken. Aber sehen Sie dort hinter dem Spalier die Pflanzung der jungen Obstbäume an, die dicht an einander gereiht, bloß um ihrer selbst willen da sind, um zu wachsen, zu gedeihen, einst tüchtige Stämme zu werden, und durch Veredlung gutes Obst zu tragen. Die allermeisten grünen lustig fort, dennoch ist hier und da eines ausgeblieben; wenn aber auch dieser Fall eintritt, kümmert es den Gärtner wenig. Er hat nicht auf alle gerechnet, er wollte nur tüchtige Fruchtbäume ziehen, die, einst verpflanzt, ihm oder andern nützen sollten. — Zie-

hen Sie nun selbst den Vergleich, und entscheiden Sie, ob jener Gärtner, der mit seinen Menschenpflanzen auf die zweyte Art verfährt, nicht eigentlicher im Sinne der Natur handelt, sich vielen Verdruß erspart, und doch zuweilen auch noch herzlichen Dank und Freude ernten kann. Nur zählen, ja, gnädige Frau, zählen muß er nicht darauf, so wenig als der Ihrige auf das Fortkommen aller Stämme in seiner Baumschule.

Elvire. Ich verstehe Sie, Arist, und ich kann Ihnen nicht widersprechen. Nur bin ich überzeugt, daß, auf diese Aussicht hin, sich nicht oft und nicht willig ein Wohlthäter anderer Menschen finden werde. Hierzu gehört eine Uneigennützigkeit und zugleich ein Überfluß an Vermögen oder Kräften, wie sie wohl nie der Antheil sterblicher Menschen seyn werden. Das ist ein Verfahren höherer Geister —

Arist. Mit Nichten, gnädige Frau! Denken Sie nicht so klein von unserer menschlichen Natur und von den Mitteln, die sie besitzt, um auch außer dem engen Kreise der häuslichen Umgebung Gutes zu wirken. Nicht der Reichthum allein setzt uns in den Stand, gemeinnützig zu seyn, er erleichtert es den Edeldenkenden zuweilen, er erschwert es der Mehrzahl

insgemein, indem er sie in Zerstreuungen, in Genüsse, ja selbst in eine ungemessene Eigenliebe verstrickt, welche eben durch die Fülle der Mittel diese Menschen stumpf für die Noth ihrer Brüder, und fremd für die immer wiederkehrenden Bedürfnisse des beschränkten Lebens macht. Nicht mit Geld allein, auch mit Rath, Fürsprache, Unterricht, Aufsicht u. s. w. kann man Gutes wirken, und ich hege den schönen Glauben, daß es recht viele Menschen gibt, die mit geringen Mitteln in dieser Hinsicht Großes gewirkt, und sich mit dem Bewußtseyn begnügt haben, daß sie es vollbracht. Denken Sie an Pestalozzi, an Vincent de St. Paul, an das Institut der Soeurs grises, endlich, an die Stiftung des Waisenhauses in Wien durch P. Parhammer. — Ich nenne Ihnen allbekannte und allverehrte Nahmen, und Anstalten von großem Umfang. Aber wenn auch nicht Jedem vergönnet ist, so Umfassendes durch seine eigene ganz außerordentliche Kraft zu bewirken, so gibt es doch Tausende, die im Stillen und in kleinen Kreisen mit schwachem Vermögen unendlich viel Gutes gestiftet haben, und deren Nahmen nur im Himmel aufgeschrieben sind.

Elvire. Ihre Schilderung ist schön, Ihre Rede bewegt, Ihr Auge glänzt von milder

Rührung! Glauben Sie mir, ich fühle die Schönheit Ihrer Gesinnungen; nur erlauben Sie mir, zu bemerken, daß Kranke pflegen, Gefangene erlösen, wohl Werke der Barmherzigkeit sind, aber nicht eigentlich Wohlthaten zu nennen, zum mindesten nicht in dem Sinne, in welchem ich mir bewußt bin, es im Anfange unseres Gesprächs genommen zu haben.

Arist. Sehr wohl, meine Gnädige! Auch bin ich weit entfernt, Sie zu solchen Übungen, welche fast außer Ihrem Bereiche liegen, aufzufordern. Ich führe diese Beyspiele nur an, um Ihre vorige Behauptung zu widerlegen, daß man, um auf jene Art wohlthätig zu seyn, entweder zu den Mächtigen der Erde, oder gar zu den höheren Geistern gehören müsse. Nein, wir Alle können in unserer Sphäre also handeln. Aber erlauben Sie mir, Ihnen ein Wort zurückzurufen, dessen Sie sich im Anfang unseres Gesprächs mit einer Art von Bitterkeit bedienten, indem Sie mir vorwarfen, ich wollte Sie demüthigen. Das wollte ich bey Gott nicht, aber das Wort weckte eine Ideenreihe in mir, die mir bey dem Verlauf unseres Streites sehr zu statten kam. Sie haben mir zugegeben, daß jene rücksichtslose Weise Gutes zu wirken, die edlere und vorzüglichere sey?

Elvire. Ich kann es nicht bestreiten.

Arist. Und was könnte die Menschen, die so handeln, anders bestimmen, als reine Liebe für's Gute, Liebe zu Gott, zu ihrer Pflicht —

Elvire. Und ein sehr hoher Begriff von dieser. — Gewiß!

Arist. Kann das aber Alles in einer Menschenbrust wohnen, ohne ein edles Vergessen seiner selbst, ohne Verachtung des eigenen Vortheils, ohne Gleichgültigkeit gegen Ruhm und Vergeltung, mit einem Worte — ohne Demuth?

Elvire. Demuth? Der Begriff scheint mir nicht passend; denn in dem Bewußtseyn, der Schöpfer von so vielem Guten, der Wohlthäter zahlloser Menschen zu seyn, liegt gerade ein stolzes Gefühl, welches dem Besitzer auch allein den Muth und die Kraft verleiht, jenes Gute zu wirken.

Arist. Warum, meine Gnädige, soll der bessere Mensch, der echte Christ diese Kraft von dem Stolze, und nicht von der Liebe zu Gott und den Menschen hernehmen? Wenn jenes Bewußtseyn die Triebfeder seiner Handlungen ist, dann will der Schöpfer fremden Wohls auch als solcher gekannt und erkannt seyn. Er will, wenn auch im Hochgefühl seines Werths, keinen

eigentlichen Nutzen, doch wenigstens Dank oder Ruhm dafür ernten. Das ist's aber, was ich bey der echten Wohlthat nicht berücksichtigt haben möchte. Ohne Anspruch und ohne Ansehen der Person, wie Gott seine Sonne aufgehen, seinen Regen herabträufeln heißt; ohne Aussicht auf Ruhm, ohne Hoffnung auf Dank muß das Gute gewirkt werden — weil es gut und Gottes Willen ist. Der Wohlthäter muß verschwinden, und bloß die Wohlthat erscheinen. Dann hat der Undank keinen Raum, sich zu äußern, man lebt in Frieden mit sich selbst und mit den verkehrten Gemüthern, die man bemitleidet, aber die uns nicht kränken oder verletzen können.

Elvire. Sie schildern das recht schön, lieber Arist; aber ich zweifle, ob es viele Menschen geben wird, welche sich zu einer solchen Höhe der Selbstverläugnung aufschwingen können. Mensch bleibt Mensch.

Arist. Wahr, gnädige Frau! Aber der bessere Mensch kommt durch Erfahrung und Nachdenken dahin, einzusehen, daß er mit jeder Stufe der Ausbildung und Veredlung seines Selbstes auch sicher eine höhere Stufe von echtem — weil innerlichem — Glück erreicht, und so geht abermahls sein eigener Nutzen mit sei-

nem tugendhaften Streben Hand in Hand. Gewiß, gnädige Frau! Denken Sie meinen Worten nach, und ich zähle mit Sicherheit darauf, daß Ihr richtiger Verstand und Ihr reines Gefühl Sie bald überzeugen werden, daß der Mensch nur dann mit der Welt, mit sich, und den Fügungen des Himmels in Einigkeit und Frieden kommen wird, wenn er den festen Willen hat, das Gute nur um des Guten willen zu üben.

Über Mißheirathen.

Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit dem Ausdrucke Mésalliance eine Ehe, in welcher ein bedeutender Unterschied in Rücksicht der Herkunft zwischen beyden Gatten obwaltet. — Ich meine aber, man könnte mit gutem Fug und Recht jede Verbindung so nennen, in welcher eine sehr wesentliche Verschiedenheit zwischen den Gatten herrscht; so wesentlich, daß sie nothwendig einen starken Einfluß auf Denkart, Geschmack und Lebensansichten haben muß, folglich jede Ehe zwischen Personen von sehr verschiedenem Alter, ungleicher Erziehung, Bildung u. s. w. Wohl können Liebe und Gewohnheit, Vernunft und Selbstbeherrschung Vieles ausgleichen, — immer aber bleibt es mißlich, ja ein Wagestück für jeden Theil, sich in ein solches Bündniß einzulassen. Dennoch scheint es mir, daß jede solche Verbindung noch eher zur Zufriedenheit, ja mitunter zum häuslichen Glück führen kann, wenn nur das Übergewicht an Stand, Erzie-

hung, Geistesbildung oder Jahren auf Seite des Mannes ist.

Möge manche meiner Schwestern, welche gerechte Ansprüche auf den Titel einer femme superieure machen zu können glauben, unzufrieden mit mir seyn, wenn ich freymüthig bekenne, daß ich nun einmahl der festen Überzeugung bin, das Übergewicht, nicht bloß an körperlicher, sondern auch an Geisteskraft und vorzüglich an Dauer und Tiefe derselben, sey von der Natur, und also von Gott, dem männlichen Geschlechte verliehen. Aus dieser Ursache gebührt dem Manne auch das herrschende Wort im Hause, nicht bloß weil er das Geld verdient oder herschafft — die Frau, welche das Erworbene durch Sparsamkeit und Fleiß zu erhalten und zu mehren versteht, hat eben so viel Verdienst darum — sondern weil er in der Regel der Verständigere ist. Wie traurig nun, wie aller natürlichen Ordnung zuwider ist eine Verbindung, wo die Frau vornehmer, gebildeter, oder wohl gar bedeutend älter ist als der Mann! Dieß letzte erschien und erscheint mir noch immer als das größte dieser Mißverhältnisse. Die Gefährtinn, welche Gott im Paradiese dem ersten Menschen anerschuf, oder eigentlich aus ihm schuf, auf daß sie um ihn und er nicht einsam sey,

kann man sich doch natürlicher Weise nicht anders als freundlich, thätig und liebend um ihn beschäftigt denken, durch regen Fleiß für seine und ihre gemeinsamen Bedürfnisse sorgend, durch die Annehmlichkeit ihrer Gestalt seinen Augen gefallend, die nur selten durch den Schleyer dringen, den uns Alter oder Krankheit überwirft *), und vor Allem ihm Kinder schenkend, in deren Liebe, Erziehung und Bildung zum Guten beyde Gatten den schönsten und einzig wahren Zweck der Ehe finden. So betrachte ich die Ehe als ein von Gott und der Natur ausgesprochenes Gesetz, das den Adel des Menschen im Gegensatz zu den Thieren beweist, und das der Allmächtige, im alten wie im neuen Bunde, so gern zum Bilde seines väterlich liebenden Verhältnisses zur jüdischen Nation und später zu seiner Kirche wählte.

Wenn nun dieß Verhältniß der Gatten das wahre naturgemäße, daher Gott gefällige und beglückende ist, wie kann es in seiner Vollständigkeit erreicht werden, wo die Frau bedeutend älter ist als der Mann, wo Erfahrung, Besonnenheit, aber auch Ernst und Verdrüßlichkeit auf der Seite der Frau stehen, wo, wenn

---

*) Tasso von Göthe.

auch die ältere Frau in den ersten Jahren durch Überreste von früherer Wohlgestalt und sorgfältige Toilette einen Anschein von Jugend erkünsteln kann, diese Täuschung bald aufhören muß, und der kräftige blühende Mann sich neben der alternden Frau unmuthig finden wird, und wo endlich der Hauptzweck der Ehe, Erzielung und Erziehung der Kinder, gar nicht oder nur in seltenen Fällen erreicht werden kann?

Und dennoch — dennoch werden die Beyspiele von Ehebündnissen zwischen alternden Frauen und viel jüngeren Männern immer häufiger, und es ist bey weitem nicht immer nachzuweisen, daß Eigennutz oder eine fremdartige Absicht dabey gewaltet habe, ja einige derselben fallen gut und zur Zufriedenheit beyder Theile aus. Aber noch häufiger sind zärtliche Verhältnisse ohne Heirathen zwischen verblühten Matronen und so jungen Männern, daß diese füglich die Söhne jener seyn könnten. Es läßt sich begreifen, daß der bejahrten Frau der blühende junge Mann gefalle, es läßt sich erwarten, daß, wo nicht eigene Vernunft und richtige Begriffe vorwalten, wo noch heftige Leidenschaften mitsprechen, diese Frau sich Schritte erlauben wird, um die Aufmerksamkeit und Gunst des Jünglings zu gewinnen; aber es bleibt unbegreiflich, wie und warum

jetzt so viele junge Männer diesen seltsamen Geschmack äußern? Welche moderne Geistesrichtung oder Verkehrung ist es, die dem männlichen Sinne, der sonst an Schönheit und Jugend so viel Gefallen findet, auf verwelkte alternde Gestalten lenkt? Ist ihr Ursprung in Eitelkeit, Abspannung, Überspannung oder Jagd nach Seltsamkeit und der Überbildung unsers Zeitalters zu suchen?

Freylich enden solche Verhältnisse meist kläglich à la Sappho und Corinne, wenn eine jüngere Melitta das irregeleitete Gefühl wieder in seine rechte Bahn führt; aber sie existiren doch, und ich muß mit eben jener Sappho, deren Glück und Leben einer solchen Verirrung zum Opfer fiel, sagen:

Wohl schlimm, daß es so ist; doch ist es so.

Die Reiseschachtel.

Als ich vor einiger Zeit eine Fahrt von einigen Stunden aufs Land zu einer Freundinn zu machen hatte, wurden Wäsche und Kleider zwar in den Koffer gepackt, aber eine Menge kleiner Habseligkeiten, Arbeitgeräthe, Toilettenbedürfnisse sollten in einer Pappschachtel, die nicht sehr groß war, Raum finden. Es ging schwer und nur mit großer Achtsamkeit und Sorgfalt konnte das Alles so in einander gefügt werden, damit doch endlich der Deckel sich zu machen und mittelst eines Bindfadens befestigen ließ. Ohne diesen würde er noch nicht gehalten haben.

Als ich Abends an das Ziel meiner Reise gelangt war, und beym Schlafengehen meine Schachtel öffnete, fand ich zu meiner Verwunderung und Freude Alles sehr ordentlich neben einander liegen, der Deckel schloß genau, auch nachdem der Bindfaden weggenommen war, und jedes Stück hatte seinen gehörigen Platz.

Das war durch die nicht heftige aber lange

anhaltende Erschütterung des Fahrens geschehen, welche die Gegenstände zusammengerüttelt hatte. Ohne merkliche Gewalt hatte sie im Laufe der Zeit bewirkt, was ich am Morgen, trotz aller Versuche, die Dinge anders und wieder anders zu ordnen, nicht zuwege gebracht hatte. Alles hatte Platz, nichts war gequetscht, vielmehr ließ sich die geöffnete Schachtel recht behaglich als etwas Wohlgeordnetes ansehen.

Stille Macht der Zeit und Gewohnheit! Wie viel vermagst du nicht über uns — über jedes lebende Geschöpf! Weit mehr als der stolze Mensch in seiner geträumten Unabhängigkeit von äußeren Eindrücken, die durch ihre Unscheinbarkeit oft seiner Wahrnehmung entgehen, für möglich hält! Diese Macht der Gewohnheit und Zeit ist es, die uns das zuerst Befremdende allmählig bekannt und endlich angenehm macht; die uns selbst Schweres so ertragen lehrt, daß wir, wenn sein Druck nach langer Zeit von uns genommen wird, ihn eine Weile gleichsam vermissen. Und was vermag sie nicht über die Gemüther im täglichen oder häufigen Zusammenseyn! Wie unvermerkt nehmen wir die Redensarten, die Sitten, die Ansichten Derjenigen an, mit denen wir umgehen! Wie schleifen sich die früheren Ungleichheiten gegeneinander ab! Wo das Eine sich mehr

hervordrängt, weicht das Andere zurück und gewinnt dafür dort Raum, wo ihn ihm das Andere freyläßt; dann fügen sie sich in einander, und existiren ruhig und behaglich neben einander, wie die Geräthschaften in der Reiseschachtel. Dazu aber gehört, daß, so wie bey der Schachtel, eine äußere nicht zu überwindende Nothwendigkeit die anfangs Widerstrebenden an einander binde. Sie müssen einsehen, daß sie nicht anders können, und daß es Jedes eigener Vortheil ist, wenn sie sich ruhig verhalten, und Zeit und Gewohnheit wirken lassen.

Oft sind mir bey jungen Eheleuten, wenn nach den Flitterwochen allerley kleinere und größere Ungleichheiten zum Vorschein kamen, und sich Mißverständnisse erzeugten, diese Betrachtungen eingefallen. Wohl denen, welche bey auffallender Verschiedenheit des Geschmackes, der Denkart und Geistesrichtung sich von dem einförmigen aber rastlosen Gange des Lebens so erwünschlich haben zusammenrütteln lassen, daß sie nun bequem und zufrieden mit einander leben. Da entdeckt sich denn im Verlauf der Zeit manche gute Eigenschaft, manche ungeahnete Tugend, Fähigkeit, Anlage — und die Gatten, die sich früher durchaus nicht glücklich fühlten, werden allmählig ruhig, zufrieden, und einander gegen-

seitig so werth, daß der endliche Verlust des Einen dem Andern schmerzlich fällt, besonders wenn während der Zeit Kinder erschienen sind, welche das lockere Band fester und beglückender um die Herzen gezogen haben.

Dazu aber ist das äußere Band der Nothwendigkeit vonnöthen — die Ehe muß untrennbar seyn. Die Gatten müssen es wissen, daß das, was sie drückt, nicht zu ändern steht, und daß sie sich darein ergeben müssen. Sobald die Möglichkeit der Trennung vor ihnen liegt, tritt auch der Wunsch darnach ein; mit dem Wunsch das Sinnen auf Mittel, um ihn zu erreichen; mit diesem Sinnen wird die Ungeduld, den gegenwärtigen Zwang zu ertragen, der ja nicht ertragen werden muß, immer größer, und endlich schreitet man zur Trennung, wie es im protestantischen Deutschland häufig geschieht, und auch unter den Katholiken im ehemahligen Pohlen gebräuchlich war. Da kann es denn geschehen, wie ich in meiner Jugend von einer Pohlnischen Dame erzählen hörte, daß in einer Gesellschaft eine Frau mit ihrem jetzigen und ihren beyden früheren Männern eine Parthie Quadrille spielt — und die Kinder aus diesen Ehen eigentlich Niemand mehr angehören.

Innerlich und äußerlich.

Göthe sagt im Tasso: Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Character in dem Strom der Welt. Es ist wahr, aber es ist nicht erschöpfend; denn es gibt gar manche Charactere, die sich in der Stille bilden, und es sind nicht die schlimmsten. Unter Stille verstehe ich aber nicht gerade die äußere, nicht ein Leben in Dunkelheit und Entfernung vom Umgang mit Menschen, oder wenigstens von dem lebhaften Verkehr mit denselben, welchen man gewöhnlich mit dem Nahmen: Welt bezeichnet. Nein, man kann — und es gibt Menschen, die es vermögen, auch mitten in einem geschäftigen Leben und in mannigfachen Berührungen mit anderen Menschen, jene Stille in sich erhalten, welche uns erlaubt, bey der Ausbildung unseres Geistes, bey der Entwickelung unserer Empfindungen uns selbst zu beobachten, und immer in unserem Inneren so recht zu Hause zu seyn.

Solche Menschen verkehren nicht ungern mit Anderen, sie haben Sinn für echte Freundschaft, öffnen aber ihr Herz nur äußerst selten, und nur genau Geprüften; sie finden Vergnügen am Umgang mit Mehreren, am Austausch der Gedanken, am lebhaften Spiel wechselnder geistreicher Unterhaltung, aber sie lassen sich davon nicht hinreißen, sie opfern ihm nichts auf, denn sie bedürfen seiner nicht, und fühlen sich eben so wohl in der Einsamkeit. In dieser Stille quillt dann aus ihrem Inneren ein reicher Quell von höherem Genuß und inniger Zufriedenheit, so lange sie in ruhigen Umständen sind. Tritt ein äußeres Ungemach an sie heran, so ist es eben wieder die Stille und Einsamkeit, die Einkehr in sich selbst, welche ihnen die beste Möglichkeit darbiethet, dem Unheil zu begegnen, weil sie, ohne Anderen zu klagen oder von ihnen Rath, Trost, Beystand zu erwarten, die Kraft suchen und auch finden, die ihnen Gott und ihr eigener fester Wille gibt. Sind es aber innere Stürme, ist es ein schwerer Kampf der Leidenschaft mit der Pflicht, oder ist die Rede von Selbstbeherrschung, Aufopferung u. s. w., so ist es bey ihnen wieder die eigne Brust, das einsame Nachdenken, die Macht des Geistes und einer pflichtmäßigen Überzeugung, welche diese

Stürme am besten schlichtet und am weitesten auf den Weg eigener Vervollkommnung führt.

Im Gegensatze von dieser Art von Gemüthern, welche ich innerliche nennen möchte, gibt es andere, die man als äußere oder äußerliche bezeichnen könnte. Es sind oft treffliche und höchstpractische Naturen, sie leben, möchte ich sagen, von Außen hinein, und das eigene Selbst ist ihnen zu enge und zu klein. Diese treiben sich mit Lust im Weltverkehre unter tausenderley Menschen, Geschäften, Verhältnissen herum. Sie hören und sehen mit Eifer alles Neue, streben darnach, nehmen es in sich auf, und verarbeiten es nach ihrer Weise für den äußeren Bedarf. Kommt Ungemach oder Unglück über sie, so eilen sie in die Arme der Freundschaft, sie erzählen, sie klagen, sie suchen Hilfe oder Trost, und finden sie auch meistens; denn sie sind selbst theilnehmend, hülfreich, zu jeder thätigen Dienstleistung bereit, und verpflichten sich daher leicht ähnlich gestimmte Seelen, welche ihnen in trüben Stunden mit gleichem Wohlwollen vergelten. Sich zu äußern, sich auszusprechen ist ihnen ein Bedürfniß, die Einsamkeit drückt sie, und sie suchen ihr zu entfliehen, wie sie können.

Daher haben sie immer, bey trüber oder hei-

terer Stimmung gern Jemand um sich. Am liebsten wohl ihre Freunde oder Freundinnen; kann das aber nicht immer seyn, so nehmen sie auch mit anderen Bekannten, wenn es nur rechtliche Menschen sind, vorlieb, bloß um sich nicht selbst gegenüber zu stehen. Ihre Gedanken und Empfindungen scheinen einer fremden Einwirkung, wie Pflanzen der Sonne, zu bedürfen, um sich vollständig zu entwickeln; dann sind sie aber auch — wenn nur sonst ihre Denkart pflichtgemäß, und ihr Verstand helle ist, äußerst nützliche, practisch thätige, wohlwollende und achtungswürdige Glieder der menschlichen Gesellschaft.

Aber Alles in der Welt hat seine Schattenseite. Diese Anlagen, wenn man sich ihnen zu unbedingt überläßt, führen zur Verflachung und endlich zur Nichtigkeit, gleich einem Bach, der, wenn er einmahl seine Ufer verlassen hat, sich in einer weiten Fläche ausbreitet und endlich versiegt. Im Gegentheil laufen jene innerlichen Menschen leicht Gefahr, einseitig, eigensinnig, unpractisch, ja zuletzt, wenn ihre Concentration durch Umstände zu sehr verstärkt wird, selbstsüchtig zu werden. Das ist das Loos aller menschlichen Zustände. Keiner ist so gut, daß nicht Etwas an ihm

auszusetzen bliebe, keiner so schlimm, an welchem sich nicht eine gute Seite finden ließe. Aber welcher Sterbliche darf sich rühmen, von welcher Art seine Gemüthsanlagen seyn mögen, hier den genauen Mittelweg gefunden zu haben, in welchem die Tugend wohnt.

Klosterneuburg.

Eine Stunde von Wien, wo der Leopoldsberg die Gebirgskette beginnt, welche sich von da bis in die Steyermark hinzieht, liegt am Donauufer, in einer reizenden Gegend, an weinreichen Hügeln, das Städtchen und Stift Klosterneuburg, zuerst von Leopold dem Heiligen an der Stelle erbauet, wo er, der Sage nach, den vom Winde verwehten Schleyer seiner Gemahlinn Agnes gefunden. Dieß Stift ist ein herrlicher, ein Riesenbau, dessen Plan und Entwurf höchst großartig war, und wenn er ausgeführt hätte werden können, eine Zierde des Landes und eine architectonische Merkwürdigkeit geworden wäre. Unter der Regierung Kaiser Karls VI., aus welcher sich die schönsten und im edelsten Style errichteten Gebäude Wiens herschreiben, aus jener Epoche, wo man bey einem Gebäude nicht bloß nach Nutzen und Bequemlichkeit trachtete, sondern auch der Schönheit und der Idee ihr Recht angedeihen ließ, stammt auch der neue

Bau des Stiftes Klosterneuburg. Es ist etwas Majestätisches und Imposantes um diese kolossalen Mauern, um diese unterirdischen Gewölbe, welche drey Stockwerke tief bis zum Grund des Donaubettes hinabreichen, deren Wellen, wie Young von dem Meere zu Venedig sagt, ihren Reizen einen Spiegel vorhalten — um diese Auffahrt, welche, nach einem genialen Gedanken des Baumeisters, es dem kaiserlichen Hofe möglich machen sollte, zu Wagen bis zu ihren Gemächern hinauf zu fahren, statt auf Treppen hinaufzusteigen — um diese Säle, wo Giganten das Gebälk tragen, und von dem Balcone sich eine weite Aussicht über Fluß und Auen bis weithin ins Land darbiethet!

Aber leider! dieser herrliche Bau ist nicht vollendet. Nur ein kleiner — etwa der sechste Theil des Ganzen steht, das Übrige ist theils gar nicht gebaut, theils mitten im Werk verlassen worden. Da liegen noch die Schiffstau-ähnlichen Seile am Boden, welche vor langen Jahren dazu dienten, die kolossalen Lasten zu diesen kolossalen Mauern zu erheben; dort sind Bretter und Pfosten aufgeschichtet, hier lehnen Leitern, da die zusammengefügten Laden, welche zum Muster der Gewölbebogen dienten. — Es ist, als wäre es Sonntag, und die Arbeiter wä-

ren gestern von dem Bauplatz weggegangen, um morgen wieder zu kommen. Aber sie kommen nicht wieder! Verlassen steht der riesige Bau, und all das Schöne und Herrliche, was in der Idee des Werkmeisters lag, was ausgeführt der Mit- und Nachwelt zu Freude und Stolz hätte dienen können, ist ungeschehen geblieben — ein zerstörtes Werden, eine neue Ruine *)! Mit Wehmuth betrachtet der Wanderer diese Anlagen, diese halbvollendeten Reste. Wie schön war die Idee dieses Baues! Welche Funken von Begeisterung und Nachahmung hätte sie in verwandten Seelen geweckt, wie viel Treffliches ist hier im Keim verwelkt!

So denkt der Beschauer, der vor den allmählig in Schutt zerfallenden neuen Trümmern betrachtend steht, und unwillkührlich dringt sich ein trüber Vergleich dem Sinnenden auf. Er denkt an so manches ausgezeichnete Talent, an so manchen viel versprechenden Geist, der, in früher Jugend sich stolz und hoffnungsreich entfaltend, zu den schönsten Erwartungen berechtigte, und den später der giftige Hauch des Zeit-

*) So sah Klosterneuburg noch vor zehn bis zwölf Jahren aus. Ob es nun anders geworden, ist mir unbekannt.

alters — Ungefügigkeit in bestehende Verhältnisse, Abscheu vor jedem Zwang, vor jeder drückenden Rücksicht getroffen, und durch alle Stadien dieser modernen Seelencholera zur Unzufriedenheit mit der Welt und mit sich selbst, zur Unsicherheit über seine Bestimmung, und zur innerlichen Zerfallenheit geführt hat. Da liegen denn die herrlichen Keime erstickt, und aus dem edelsten Geiste, der dem Vaterland, seiner künftigen Familie, der Welt eine Zierde und Stütze hätte werden können, ist nun eine traurige Ruine geworden, bey der man, je edler ihr Ursprung und ihre Bestimmung war, um so mehr das Große bedauern muß, was hier zu Grunde gegangen ist.

Das Taschenbuch Urania für 1836.

In diesem Büchelchen stehen zwey — meiner Meinung nach an innerem Werthe verschiedene, aber ihrer äußeren Tendenz nach höchst merkwürdige Erzählungen: Alles wiederhohlt sich nicht im Leben, von Emerentius Scävola (wahrscheinlich ist dieß eine Maske), und Eigensinn und Laune, von Hofrath Tiek. Die dritte Novelle von Freyherrn von Sternberg, die Gebrüder Breughel, hat ihre ausgezeichneten Verdienste, gehört aber nicht so, wie jene, zu den Zeichen der Zeit.

Es ist natürlich, daß Jedermann, dem das Taschenbuch in die Hände fällt, zuerst nach Tiek's Erzählung greift, und sich mit Eifer und Lust in die Blätter vertieft, aus denen ein solcher Geist zu ihm spricht, und so will auch ich zuerst davon sprechen.

Dießmahl ist die Rede dieses leuchtenden Geistes gar vernehmlich, seine Absicht höchst lehrreich, seine Schilderung wahr und getreu, seine

Characteristik wie immer vortrefflich — aber je mehr — und eben weil man dieß zugeben muß — hat die Erzählung auch etwas Befremdliches, und — ich wage es mit aller Achtung vor Tieks Nahmen zu sagen — etwas sehr Grelles.

Haben das aber nicht auch die Satyren eines Juvenals und Persius? Hätte es hingereicht, wenn sie gegen die Verderbtheit ihres Jahrhunderts die leichte Pritsche gebraucht hätten, mit welcher Horaz Thorheiten und Lächerlichkeiten seiner Zeit berührt? Ihrem ernsten Zwecke gemäß konnten jene nicht anders seyn, und aus dem Spiegel, welchen sie den Lastern ihrer Zeitgenossen vorhielten, mußte das grelle und abschreckende Bild herausschauen, das wirklich vorhanden war, und das vielleicht hier oder da noch Einen retten konnte. Oder wenn sie das auch nicht zu bewirken hofften, war der tugendhafte Zorn über alle diese Gräuel und Verkehrtheiten nicht billig und stark genug, um ihren Arm mit so scharfer Geißel zu bewaffnen?

So betrachte ich auch Tieks Novelle als ein gewichtiges Wort zu seiner Zeit gesprochen, als einen treuen Spiegel der Gegenwart, und wenn ich sie auch mit gutem Vorbedacht nie einem jungen Mädchen zu lesen geben würde, so ist die furchtbare Lehre, die sie enthält, die Wahrheit

der Charactere, die scharfgerügte Thorheit und Verkehrtheit der jetzigen Erziehung hinreichend, um, abgesehen von dem poetischen Werth der Erfindung und der Schönheit der Darstellung, dieß kleine Gedicht zu einer sehr dankenswerthen Erscheinung zu machen.

Im Beginne des gegenwärtigen Jahrhundertes brach eine Revolution in unserer schönen Literatur aus. Wir hatten vorher mit gläubigem Sinn uns an den Meisterwerken unserer Heroen in der Dichtkunst erfreut, wir hatten neben Göthe und Schiller, und früher als diesen, Wieland, Klopstock, Herder verehrt; wir lasen mit Vergnügen die Werke anderer minder ausgezeichneter Geister; ließen uns im Theater gern von Iffland rühren, von Kotzebue unterhalten (die noch jetzt, nach vierzig bis fünfzig Jahren ihr unentreißbares Recht auf der Bühne behaupten) und vergossen süße Thränen bey Lafontaine's ersten Romanen, einem Sonderling, Quinctius Heimeran Flaming u. s. w.

Da erhob sich plötzlich die sogenannte neue Schule, die poetische Poesie, die Romantik. Es erschienen: Wilhelm Meisters Lehrjahre — die Lucinde — später die Wahlverwandtschaften u. a. Man belehrte uns in

Büchern und Zeitschriften, daß wir sammt und sonders in unserer Verehrung geirrt, daß außer Göthe Niemand in Deutschland den Nahmen eines Dichters verdiene, daß nur ihm und höchstens einigen seiner Jünger unsere Verehrung gebühre, daß Schiller selbst eigentlich nur ein rhetorisches Genie sey; daß Iffland's Stücke nichts als gemeine Prosa des alltäglichen Lebens, Kotzebue's Werke unnatürlich und höchst unmoralisch, Lafontaine's Romane mit ihren hochtönenden Phrasen eigentlich nur Wasser, und ein schleichendes Gift der Unlauterkeit seyen.

Erstaunt hörte die damahlige Welt dieses neue Evangelium. Man hatte wohl auch an Kotzebue's Stücken die lockere Moral getadelt, man hatte Lafontaine's zu weichliche Tendenz erkannt, aber man hatte gefunden, daß die verkehrten Gesinnungen doch selbst in diesen Schriften mißbilligt wurden, daß das Unrechte, Unlautre zwar gethan, aber nicht mit Entschlossenheit als etwas Löbliches vertheidigt oder wohl gar gerühmt wurde, und es war bis dahin eine gewisse Schicklichkeit in Schriften und auf dem Theater behauptet worden.

Nun war es auf einmahl ganz anders. Eben in dieser scheuen Verschleyerung des Unsittlichen

fanden die neuen Lehrer das schleichende Gift, welches sie einem Kotzebue, Lafontaine u. a. vorwarfen. Offen und unverhüllt mußte jedes Gefühl, ob gut, ob böse — sich zeigen. Wer noch eine moralische Tendenz von einem Werke der schönen Künste verlangte, wurde ein Philister gescholten, und dieser Spottnahme, den man früher nur auf deutschen Universitäten kannte, ging nun ins Leben über, und wurde sehr oft zur Bezeichnung einer zwar nüchternen, aber rechtlichen Gesinnung, sittlicher Strenge und williger Unterordnung unter bestehende Formen gebraucht. Nun wurde es für schön, für poetisch gehalten, seinen Gefühlen keinen Zwang aufzuerlegen. Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften u. a. leuchteten mit strahlenden Beyspielen vor. In andern damahls erschienenen Werken zeigte sich ganz dieselbe Richtung, ja es gab solche, welche ziemlich deutlich (wie die Magie der Natur) darauf hinwiesen, daß solche mächtige Neigungen ganz unwiderstehlich, und daher jeder Kampf dagegen vergeblich sey, weil sie im geheimen Rapport der Seelen bestünden. Strafbare Verbindungen zwischen Personen, die entweder Beyde, oder doch Eine derselben bereits durch heilige Bande anderwärts gebunden waren; Gering-

schätzung des ehelichen, häuslich stillen Lebens; gesetzloses Zusammenleben; Ungehorsam gegen älterliche Autorität galten bey denen, welche sich zu dem neuen Systeme bekannten, als Beweise einer großartigen, über das Gemeine erhabenen Gesinnung, welche in der Stimme einer unüberwindlichen Leidenschaft volle Rechtfertigung ihres Thuns fand. Bald zeigten sich die Folgen dieser Grundsätze im Leben. Verheirathete Frauen verließen Männer und Kinder, um, von einer unwiderstehlichen Leidenschaft hingerissen, einem Geliebten zu folgen; Männer löseten ihre früheren zufriedenen Ehen, weil es unmöglich war, ihre Liebe für eine schönere oder geistreichere Frau zu bekämpfen; und wer behaupten wollte, jene unüberwindlichen Leidenschaften sollten und müßten sich besiegen lassen; beschworene Treue, festgestellte Ordnung sey keine Spreu, welche jeder Sturm eines aufbrausenden Gefühls verwehen dürfe, und ein Mensch, der sich Alles, oder wenigstens Vieles von dem zu thun erlaubt, was Andere sich zu begehen scheuen, verdiene deßhalb keine höhere Achtung, der war eine prosaische Natur, eine gemeine Seele.

So ungefähr hörte man die beyden Partheyen sich aussprechen, als jene neue Lehre verkün-

digt ward, und unter der deutschen Jugend nur zu viele Anhänger fand. Vielleicht wären die Folgen dieser Grundsätze schon damahls fühlbarer geworden, aber das Unglück, welches durch Kriege, feindliche Occupationen und Invasionen über Deutschland kam, gab den Geistern eine veränderte Richtung. Nach dem geendigten Kampfe, als die Gemüther sich beschwichtiget hatten, aber auch die schöne Begeisterung für einen heiligen Zweck und mit ihr vieles Wünschenswerthe vorüber war, da erwachten in der Muße des langen sicheren Friedens und bequemer Behaglichkeit jene alten und viele ihnen verwandte Ideen wieder. Allzuleichter und allzugieriger Genuß hatte für einfache Freuden abgestumpft, der rasche Gang der Weltbegebenheiten die Gemüther für das Alltägliche gleichgültig gemacht. Er ekelte die Jugend an, sie verlangte nach Ungewohntem, Pikantem. Die liberale Erziehungsmethode kam dazu, man konnte nicht genug eilen, die jungen Leute, wie es hieß, selbstständig und mit allen Zerstreuungen und Freuden, die nur im Bereiche der Ältern waren, bekannt zu machen; man ließ sie Alles lesen, wie man sie ohne Aufsicht gehen und sich beschäftigen ließ, und so kam es, daß die jungen Leute unserer Zeit schon meist überfüllt mit Ge-

nüssen, und gesättigt mit allen Früchten vom Baume der Erkenntniß in jene Lebensperiode gelangten, in welcher sie durch die Wahl eines Berufs, oder die Mädchen durch eine Heirath erst eigentlich in den bürgerlichen Verein treten, und ein theilnehmendes Glied der Welt um sie her werden sollten.

Wie war ihnen da das Einerley des gewöhnlichen Lebens, das gestern war und morgen wiederkehrt, die gleichförmige Beschäftigung eines Berufes, die prosaischen Details eines Hauswesens so unerträglich! Wie gähnte sie nicht bloß dieß, was ihre Arbeit, folglich ihre Pflicht war, sondern Alles an, was sich um sie her im gewohnten Gleise des geselligen Lebens bewegte! Wie schaal dünkten sie ihre häuslichen Umgebungen, wie unbefriedigend der Umgang mit Bekannten, wie unaushaltbar das Beobachten der eingeführten Formen! Von ihrer eigenen Superiorität überzeugt, erhoben sie sich in Gedanken weit über dieß Alles, und gaben sich mit ungebundener Seele willig jedem mächtigen Eindrucke hin, wenn er nur seltsam, blendend war. Dann war jede Leidenschaft gerechtfertigt, denn sie entriß sie dem Schaalen, Unwürdigen, das ihren höheren Geist in seine Unbedeutenheit hinabzuziehen drohte; dann

fühlten sie sich berechtigt, jede Schranke zu durchbrechen, denn sie war ein Unrecht gegen das Heiligste in ihnen, gegen ihr Gefühl.

Das ist nun der Zustand, in welchem sich so viele junge Leute beyderley Geschlechts, zumahl in den höheren Ständen, befinden, bey welchen noch überdieß eine vielseitige und meist oberflächliche Ausbildung der Talente und der Phantasie den ohnehin verkünstelten Gemüthszustand noch erhöht; und gegen diesen Auswuchs der heutigen Erziehungs- und Denkungsart hat, wie mich dünkt, Tiek höchst dankenswerth seine Geißel geschwungen.

Er schildert uns in Emmelinen ein Mädchen aus der heutigen Welt, die überaus schöne, geistvolle und gebildete Tochter eines reichen Kaufmannes, der, frühverwitwet, dieses Kind mit übertriebener Zärtlichkeit liebte, ihren Launen nachgab, ihren Eigensinn nährte, ihre Talente ausbildete, aber ihr Gemüth vernachläßigte, und selbst zuletzt der Sclave seiner Tochter wurde. Nun ist sie heirathmäßig, von Freyern umschwärmt, von manchem braven Manne gewünscht. Ihr aber genügt Keiner; denn in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit ist sie von Allem, was sie umgibt, angeeckelt, sieht Alles tief unter ihrem eigenen Werthe, ihren Forderungen,

und nachdem sie einen um den andern von ihren Freyern mit Übermuth behandelt und entfernt hat, verliebt sie sich auf einer Reise durch die Schweiz in den hübschen jungen Kutscher, der sie fährt, faßt den Gedanken, ihn zu heirathen, und bringt ihren Vater, trotz seines Widerwillens dahin, daß er diese tolle Verbindung zugibt. Nothwendiger Weise muß Martin, so heißt der Fuhrmann, dem das schöne reiche Fräulein nicht mißfällt und der sonst ein wackerer Mensch ist, sich einer äußeren Politur seiner Sitten und einigem Unterricht unterwerfen. Dieß geschieht, Martin entwickelt sich sehr zu seinem Vortheil, er eilt zu seiner Braut, aber — nun ist er ihr unausstehlich geworden, da er nicht mehr die Manieren eines Fuhrknechts hat, sondern aussieht wie Jedermann. Sie schlägt ihn aus, und Martin entfernt sich unter bitteren aber gerechten Klagen gegen die Menschen, welche seine Lebensbahn verrückt, sein Schicksal verdorben haben.

Nachdem Emmeline in ihrer Verkehrtheit sich sogar bis zu ihrem nichtswürdigen Vetter verirrt, und mit ihm — den sie stets verachtete — aufs tiefste gesunken ist; nachdem ihr Vater durch diesen Menschen an den Rand des Abgrundes gebracht worden, rettet ein ehemahliger

Freyer Emmelinens, ein reicher Kaufmann, ihres Vaters wackerer Freund, ihn durch seine thätige Dazwischenkunft vor dem Bankerout und Emmelinen vor Schande, indem er ihr seine Hand anbiethet. Der Vater stirbt bald hierauf. Emmeline lebt mißvergnügt an der Seite ihres würdigen aber alten Gemahls, verliebt sich abermahls unüberwindlich in einen blessirten französischen Kapitain, der bey ihnen einquartirt ist, und entflieht mit ihm. Ihr Mann stirbt bald darauf vor Gram und auch vor Schrecken über die Kriegsereignisse, die seine Gegend und ihn trafen. Es entdeckt sich, daß der Kapitain eben jener Martin ist, den sie seinem ersten Stande entrissen, und der es nun durch verschiedene Schicksale bis zum Offizier gebracht hat. Auch diese Ehe ist unglücklich. Sie trennt sich auch von ihm, und wir finden sie mit einer liebenswürdigen Tochter nach vielleicht zwanzig Jahren als — Inhaberinn und Vorsteherinn eines berüchtigten Hauses, vor dessen Verderben sie aber dennoch, aus einem Rest gesunden Gefühls, ihre Tochter zu bewahren gewußt hat. Ein Sohn von ihr findet sich ebenfalls vor in einem Liebhaber dieses Mädchens; eine Erscheinung, wie sie jetzt, besonders im südwestlichen Deutschland, häufig seyn mögen, der unerschöpflich in Planen

zur Weltverbesserung, nur an sich selbst Alles unverbesserlich findet, und sich zuletzt todtschießt, da er hört, daß seine Geliebte seine Schwester ist. Diese heirathet einen rechtlichen jungen Gärtner, ihre Mutter aber — die ehemahls glänzende Emmeline, stirbt an Gift, weil ihr, ihres Gewerbes wegen, eine öffentliche Schande droht. Ein grelles, aber leider nur zu treffendes Gemählde!

Die zweyte Erzählung: Alles wiederhohlt sich nicht im Leben, wohl mit der vorhergehenden an poetischem Werthe, nach meiner Ansicht, nicht zu vergleichen, hat doch — vielleicht dem Verfasser unbewußt, eine ähnliche Tendenz. Sie zeigt uns die entsetzlichen Folgen einer Gemüthsstimmung, welche sich mit gebundenen Händen, möchte ich sagen, einer heftigen Leidenschaft überliefert, auf abschreckende Weise. Aber sie unterscheidet sich, jene inneren Vorzüge abgerechnet, auch wesentlich dadurch von Tieks Dichterwerk, daß sie einen Menschen, wie diesen Elshofen, der die Schwester seiner Frau liebt, und nicht das Geringste thut, um dieser Leidenschaft Herr zu werden; der an dem Tod seiner Frau im eigentlichen Sinne Schuld ist, weil die Entdeckung seiner Untreue ihr das Leben kostet; der dann aus rasender — und ganz

ungegründeter Angst, die Geliebte zu verlieren, sich, betrügerischer Weise, Brandassekuranzen von mehreren dergleichen Anstalten verschafft, — dann eigenhändig sein Schloß in Brand steckt, um die Assekurationssummen zu erhaschen, und daneben sein Dorf abbrennt und seine Unterthanen zu Bettlern macht — daß sie diesen nichtswürdigen, ehrlosen Schwächling einen guten, ja einen edlen Menschen nennt.

Ganz lächerlich, ja eigentlich empörend ist es, wenn dieser Verächtliche in dem Augenblicke, wo er sein Mordbrennerstück ausführt, für das Leben eines Staars sorgt. Der Tod seiner Kinder, die — ihm freylich unbewußt — in diesem Ruin auch mit zu Grunde gehen, und sein eigenes, schmerzvolles Ende könnten uns als ein Act der rächenden Nemesis erscheinen, die so viele Übelthaten durch sich selbst bestraft, wenn nicht der Aufwand von Lob und hätschelnden Entschuldigungen, den der Verfasser immer für seinen Helden in Bereitschaft hat, uns zeigte, daß er dessen That durchaus nicht in dem abschreckenden Lichte sieht, in dem sie mir, und ich hoffe den allermeisten Lesern der Novelle erscheint, sondern als Wirkung einer unbesiegbaren, großartigen Empfindung, und jene Unglücksfälle als eine Tücke des Schick-

fals, welches ja immer geneigt ist — wie es oft heißt, gerade die bessseren, die edlen Menschen zu verfolgen. Welche Gesinnung! Welcher Zeitgeist, der solche Gesinnungen erzeugt und noch mit einer dichterischen Glorie zu umgeben strebt!

Louise Brachmann.

An Frau Josephine von Perin, geborne Freyinn v. Vogelsang.

Wien, am 12. December 1822.

Als neulich in unserem Kreise der Artikel Sappho im Octoberhefte des dießjährigen Morgenblattes vorgelesen wurde, erregten die näheren Umstände von dem Tode sowohl als der Persönlichkeit der unglücklichen Dichterinn Louise Brachmann bey einer Gesellschaft allgemeine Theilnahme, wovon Manche die Hingegangene persönlich gekannt und mit ihr Umgang gepflogen, die Übrigen aber sie um ihrer Geisteswerke willen geachtet hatten. Ein lebhaftes Gespräch erhob sich mit allen Dafür und Dawider, die sich bey solchen Gelegenheiten ergeben; ein Theil des Abends ging über dieser Beschäftigung hin, und beym Weggehen forderten Sie mich auf, was ich eigentlich von dieser Begebenheit und ihren nächsten Veranlassungen dächte, Ihnen in einer

klaren Zusammenstellung mitzutheilen, da Sie wußten, daß ich die arme Louise oft gesprochen, und späterhin Briefe mit ihr gewechselt hatte.

Ich stand eine Weile an; denn da mein Umgang mit der Verewigten sehr kurz gewesen, so konnte das, was ich über sie zu sagen im Stande war, nur etwas Oberflächliches und Subjectives seyn. Aber Louise hatte sich während ihres Hierseyns mir mit Liebe und Vertrauen genähert, ein ähnliches Gefühl zog mich zu ihr, die Art ihres Todes ergriff mich tief, und jetzt, wo in so manchen der erscheinenden Almanache sich Spuren von ihr finden, ihre Stimme in Gesängen und Erzählungen wie aus dem Grabe herauf an unser Ohr, an unser Herz schlägt, wird die Erinnerung an die Unglückliche lebhaft erweckt, und die Öffentlichkeit, welche die unselige Catastrophe ihrem Schicksale gegeben hat, hebt mich über die bescheidene Zurückhaltung hinaus, welche sonst, meinem Gefühle nach, über den Character und die Persönlichkeit der Schriftsteller in der literarischen Welt beobachtet werden sollte, wohin nur die Geistesproducte derselben gehören. Ich glaube durch das Vertrauen, welches Louise mir in manchen Rücksichten bewies, und das ich als ehrend noch jetzt mit Dank erkenne, in diesem Augenblicke, wo

ihr Tod sie zum Gegenstande des allgemeinen Gespräches macht, berechtigt zu seyn, vor der Welt auszusprechen, was ich von ihr und ihrem Schicksale für eine Meinung habe, und folge daher gern Ihrer Aufforderung, verehrte Frau, um Ihnen zu sagen, was ich glaube, und wie Louisens Persönlichkeit sich in meinem Geiste abspiegelte. Durchaus soll dieser kleine Aufsatz keine Ansprüche auf gründliche Beurtheilung machen, welche mir, bey meiner Entfernung von dem Schauplatze der traurigen Begebenheit und meiner wenigen Bekanntschaft mit der Unglücklichen, unmöglich wäre; er soll bloß ein wehmüthiges Andenken an die Hingegangene, und ein Zeichen der achtungsvollen Bereitwilligkeit seyn, womit ich mich beeile, Ihren Wunsch, verehrte Frau, zu erfüllen.

Schon vor vielen Jahren, schon aus einem Almanache, welchen mein Freund, Herr geheimer Ober-Regierungsrath Streckfuß in Berlin, der geachtete Übersetzer des Ariost und Tasso, im Jahre 1805, bey seinem damahligen Aufenthalte in Wien, in Gesellschaft des Herrn Treitschke herausgab, lernte ich Louise Brachmann als eine zarte Dichterinn kennen. Späterhin erschienen immer mehrere und immer bedeutendere Leistungen von ihr. Aus allen sprach ein

Ton stiller Wehmuth und jene Geistesstimmung, welche in der wirklichen Welt und dem alltäglichen Leben nicht allein keine Befriedigung, sondern steten Stoff zu Klagen findet. Es war derselbe Ton, der aus den meisten weiblichen Dichtungen, selbst die größten und genialischesten nicht ausgenommen, hallt, und der in einer höchst reizbaren Subjectivität, in der Beschäftigung mit Idealen, denen nie eine Wirklichkeit entsprechen kann, und in einem Ekel an der alltäglichen Prosa des Lebens seinen Grund hat.

Es war im Junius 1821, und ich saß im meinem Garten, als man mir zwey fremde Damen meldete. An der Hand einer hiesigen geachteten Frau trat Louise Brachmann herein, und ihr Nahme, den mir die andere Dame nannte, machte uns schnell zu Bekannten. Louisens Äußeres war nicht günstig, eine sehr kleine Gestalt und ein nicht wohlgewählter Anzug konnten für den ersten Augenblick nichts Empfehlendes biethen; auch waren weder ihre Züge, noch ihre Art sich auszudrücken, bedeutend und lebhaft genug, um jenen Mangel zu ersetzen. Aber so wie sie nach und nach mehr redete, und aus ihren Worten wie aus den wirklich hübschen blauen Augen der Ausdruck von Güte, höherer Bildung und feiner Empfindung sprach, fühlte man sich zu ihr

hingezogen. Wir waren uns bald näher gerückt, und der Vorsatz, uns oft zu sehen, entstand in uns Beyden. Louise hat ihn treulich gehalten, und ich danke es ihr.

Da sie wenig Bekannte hier hatte, und selbst ein Theil der Familie, welche sie gastfreundlich in ihrer Wohnung in der Stadt aufgenommen hatte, den Sommer auf dem Lande zubrachte, wohin die Fremde ihnen nicht wohl folgen konnte, wenn sie irgend etwas von der Hauptstadt sehen und genießen wollte, so machte ich es mir zur angenehmsten Pflicht, Louisen zu einigen Sehenswürdigkeiten Wiens zu begleiten, und sie in den Kreis meiner Freundinnen, die in meiner Nähe wohnten, einzuführen. Auch hier fühlte sie sich mit ihrem anspruchslosen freundlichen Wesen gar bald heimisch, und ich darf wohl sagen, daß sie viele, und vielleicht nicht die unvergnügtesten Abende ihres hiesigen Aufenthaltes in diesem Kreise zugebracht, wo Alle sie mit Achtung und Liebe aufnahmen, und sich ihrerseits bestrebten, ihr manches Angenehme zu erweisen. Oft hat sie mich versichert, daß es ihr sehr wohl in Wien, und besonders in unserem Cirkel gefalle, ja sie äußerte mehrmahl den Vorsatz, sich vielleicht künftig bey uns anzusiedeln, zog mich über Einiges, was auf einen solchen

Plan Bezug hatte, sowohl in literarischer als ökonomischer Hinsicht, zu Rathe, und gab mir selbst den Auftrag, mich vorläufig nach einer Wohnung für sie in meiner Nachbarschaft umzusehen. Leider war mein eigener Aufenthalt in Wien damahls nicht lange genug, um Louisens Umgang während der ganzen Dauer des ihrigen zu genießen. Freundschaftliche Verhältnisse riefen mich in der zweyten Hälfte des Julius nach Ungarn, und als ich nach mehreren Wochen wiederkam, war Louise schon vor längerer Zeit von Wien abgereiset.

Ein paar Monathe darauf erhielt ich einen Brief von ihr, aus Dresden, der das Gepräge düsterer Verstimmung trug. Sie war zu vielen unglücklichen Ereignissen in ihrer Familie gekommen; eine nahe Verwandte war gestorben, ihre Lage schien überhaupt unangenehm. Ich beantwortete diesen Brief, hörte aber den ganzen Winter über nichts mehr von ihr, bis im März und April sich zwey ihrer Briefe schnell folgten. Des Projects, nach Wien zu ziehen, ward zwar nicht mehr erwähnt, wohl aber sprach sie mit Wehmuth von der angenehmen Zeit, die sie bey uns durchlebt, und von manchen Kränkungen, Mißverständnissen u. s. w. welche seitdem auf ihr gelastet. Es spiegelte sich in dem ganzen Ton des Briefes ein

verschüchtertes, gedrücktes Gemüth ab, das von unangenehmen Verhältnissen eingeengt, weder diesen mit Kraft zu begegnen, noch sie mit Heiterkeit zu tragen vermochte. Ja selbst der Hoffnung, durch eine wünschenswerthe Verbindung ihr Schicksal künftig verbessert zu sehen, erwähnte sie mit solcher Oberflächlichkeit, mit solcher Ruhe, daß auch dieser Freudenstrahl wenig Helle in ihrem Gemüth zu verbreiten schien. Ich antwortete auch auf diese Briefe sehr bald, vernahm aber nichts mehr von ihr, bis mich im October dieses Jahres die Nachricht von ihrem traurigen Ende schmerzlich überraschte.

Wenn ich nun Alles, was ich von Louisens Betragen, Gemüthsart und Ansichten aus ihrem Umgang auffassen konnte, mit dem, was sie mir von ihren früheren Schicksalen erzählt, mit dem, was ihre Briefe enthielten, und mit ihrem Benehmen in den letzten Tagen ihres Lebens zusammenhalte, so scheint mir, daß keine augenblickliche leidenschaftliche Spannung, welche sie zur Verzweiflung trieb, sondern langsam, aber lange wirkende, drückende, entmuthigende Verhältnisse und vielleicht körperliches Übelbefinden die nächste Ursache ihres Todes waren.

Louise schien mir überhaupt keiner heftigen Leidenschaft fähig zu seyn, ich glaube, daß

man auf sie anwenden konnte, was Leonore Sanvitale im Tasso von der Prinzessin sagt:

> Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
> Ist ihren andern Leidenschaften gleich;
> Sie leuchten, wie der stille Schein des Mondes,
> Dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht.

Sie hat oft über ihre Art zu empfinden, über manches frühere Verhältniß zärtlicher Art mit mir gesprochen, und Alles wies auf eine ruhige Neigung hin, welche ihr Glück und ihren Lohn in sich selbst findet. Sogar der Verlust geliebter Gegenstände, auf welche Art auch die Trennung geschehen seyn mochte, hatte sie, nach ihrem eigenen Geständnisse, bey weitem nicht so unglücklich gemacht, als man es bey einer Dichterinn hätte vermuthen sollen, deren lebhafte Phantasie nur zu oft geneigt ist, dort Grund zum Schmerz zu sehen, wo gar keiner vorhanden ist, oder doch den wirklichen zu unnatürlicher Höhe zu steigern.

Chlotildens Character in der Erzählung: Das Bild, im Jahrgange 1823 der Cornelia, gibt auch so ziemlich ein Bild von Louisens Art zu fühlen, wie sie wenigstens mir erschien. Dieselbe stille Genügsamkeit, dieselbe Ergebung, dieselbe geheime Verehrung des geliebten Gegenstandes, welche sich mit diesem

inneren Gottesdienste begnügt, ohne weitere Ansprüche auf Erwiederung oder Besitz zu machen!

Wenn aber auch keine heftigen Empfindungen verderblich auf dieß sanfte Gemüth wirkten, so schien sie andererseits an einem gänzlichen Mangel practischer Tüchtigkeit, an Muth, um den Vorfällen des äußeren Lebens zu begegnen, und an einer gewissen Unentschiedenheit und Schüchternheit zu leiden, welche ihr manchmahl beynahe ein unbeholfenes Ansehen gaben. Dabey war sie unendlich freundlich, anspruchlos, selbstverläugnend, ängstlich Niemanden zu beleidigen, und unfähig ungerechten Forderungen, lieblosen Klatschereyen oder übler Nachrede einigen Widerstand entgegen zu setzen, oder sie muthig zu verachten. Sie schien sehr darunter zu leiden, wie ich aus manchen ihrer Reden schließen konnte, und konnte sich überhaupt, was in ihrer Lage sehr begreiflich war, von der Art, wie man in einer kleinen Stadt die Dinge und Menschen beurtheilt, nicht wohl losmachen. Hat sich dann noch körperliche Verstimmung dazu gesellt — denn sie war schwächlich und zart gebaut, und mochte sich wohl keiner guten Gesundheit erfreuen — sind in ihr Besorgnisse über ihre ökonomischen Verhältnisse entstanden, wie der letzte ihrer Briefe anzuzeigen schien, hat sie das

Andringen, die Stürme der wirklichen Welt befürchten müssen, denen sie sich so wenig gewachsen fühlte: dann ist es wohl leicht möglich, daß das Zusammentreffen so vieler ungünstigen Umstände jenen Gemüthszustand in ihr erzeugt hat, welchen das englische Wort Despondency bezeichnet, jenes Verzagen, jenes Aufgeben jeder Hoffnung, jenes eigensinnige Verschließen des Blickes vor jeder beruhigenderen Aussicht, jene Geringschätzung ihres Talentes, ihres Herzens sogar, welches auch der Verfasser des Aufsatzes im Morgenblatte als die nächste Veranlassung ihres Todes anführt.

Aber wie zerstörend müssen diese Beweggründe auf dieß sanfte, fromme Gemüth gestürmt haben, um es zu einer solchen Tiefe von Lebenssattheit und Hoffnungslosigkeit zu bringen, in der sie, die sonst so schwer eines Entschlusses mächtig wurde, sich fähig fühlte, den entsetzlichen Vorsatz nicht allein zu fassen, sondern, nachdem er das erstemahl verunglückte, ihn nicht fahren zu lassen, sich anscheinend ruhig zu betragen, ihre Hausgenossen zu täuschen, und das zweytemahl mit viel klügerer Berechnung das unselige Vorhaben wirklich auszuführen? Wer sie gekannt hat, wird nicht ohne das tiefste Mitleid die Schilderung der grauen-

vollen Lage überdenken können, in der die Unglückliche in dieser ganzen Periode, und besonders in jener schrecklichen Nacht sich befunden haben mag, wo fremde Menschen sie am Stromesufer fanden und zurückführten *).

Ist es erlaubt, aus allen diesen Ansichten einen Schluß auf die frühere Bildung Louisens zu ziehen, so rührte wohl das Unglück ihres Lebens daher, daß sie — was freylich für jedes weibliche Wesen mißlich ist — schon in früher Jugend allein stehen mußte, und daß gerade sie weniger als viele ihres Geschlechts, welche durch Vereinzelung auf sich selbst gewiesen wurden, im Stande war, sich allein zu behaupten. Familienverhältnisse, eigene oder fremde, in denen sie sorgenfrey aber liebevoll theilnehmend hätte leben können, würden ihr wohlgethan haben, Andere hätten für ihr äußeres Leben sorgen, und sie dem stillen Walten in ihrer inneren Welt überlassen müssen, in welcher allein ihr wohl war.

Warum dieß die Vorsehung nicht gewollt? Warum sie dieß schwache verletzbare Wesen durch Umstände und innere Anlagen zuerst also werden, und dann schutzlos der rauhen Wirklichkeit

*) Einem Gerüchte zufolge, das ich aber nicht verbürgen kann, soll sie schon viel früher, in ihrer Jugend, einen Versuch zum Selbstmorde gemacht haben.

ausgesetzt ließ? Wer vermag in dem Dunkel des Erdenwallens hierüber wie über so viele Räthsel des menschlichen Geschicks Auflösung zu finden! Wir müssen uns unterwerfen und glauben, daß es recht war, weil es war. Aber Mütter und Erzieherinnen, denen Gott die Bildung weiblicher Gemüther anvertraut, könnten durch dieß wie durch so manches ähnliche Beyspiel sich belehren lassen, jene jugendlichen Seelen, in denen sich etwa vorherrschende Anlagen zur Poesie oder ähnliche Fähigkeiten finden, ja nicht zu bloßen Dichterinnen, sondern vor Allem zu practischen Menschen und Frauen zu bilden. Louisens Unglück war entschieden, und uns bleibt, wenn wir ihrer wehmüthig gedenken, nur der Trost, mit Young zu sagen: Nothing this world unriddles but the next!

Dort wird auch Derjenige, der dieß Herz so weich schuf, und seine Tugenden wie seine Schwächen kannte, den entfliehenden Geist, als er, von unaushaltbarer Bangigkeit getrieben, seinen Kerker eigenmächtig zu sprengen sich unterstand, gewiß mit Erbarmen empfangen haben, und dem gequälten die Ruhe gegeben haben, die ihm hier nicht zu Theil ward. Arme Louise! Friede sey mit deiner Seele!

Therese von Artner.

Am 25. November 1829 starb zu Agram in Croatien Fräulein Therese von Artner, die sich früher in der literarischen Welt, ehe man ihren Familien-Nahmen kannte, bereits als Theone auf eine ausgezeichnete Weise durch ihre lieblichen Dichtungen eingeführt hatte, später aber durch größere Leistungen noch rühmlicher bekannt wurde. Baron Schindels Werk, das Biographien, oder wenigstens biographische Notizen von fast allen deutschen Schriftstellerinnen gibt, liefert auch einen kurzen Abriß von Theresens Leben. Er wurde von ihr selbst, auf Baron Schindels Ersuchen, mit vieler Gefälligkeit aufgesetzt. Doch ist er nicht ganz so, wie sie ihn schrieb, eingerückt worden, und sie war daher entschlossen, eine vollständigere Überarbeitung dieser Selbstbiographie in dem dritten Theile ihrer Gedichte, der zum Druck fertig liegt, einzuschalten. Bis dieser erscheint, sey es der Freundinn, welche eine fünfzehnjährige vertraute Be-

kanntschaft und innige Übereinstimmung der Geister mit der Verewigten verband, erlaubt, wohl nicht eine Biographie, aber einige Züge, die Theresen als eines der vorzüglichsten weiblichen Wesen in ihren häuslichen und freundschaftlichen Beziehungen characterisiren, der Welt mitzutheilen, besonders solche, welche ihre ungemeine Bescheidenheit, diese schönste Zierde ihres Gemüthes, sie zu verschweigen trieb, oder die sie in ihrer kindlichen Unbefangenheit gar nicht an sich ahnete, und die sie doch ihren Freunden so unaussprechlich theuer machten.

Sowohl jene in Baron Schindels Sammlung aufgenommenen Blätter, als die dem dritten Theile ihrer Gedichte vorzudruckende Biographie enthalten nur eigentlich die Geschichte ihrer geistigen Entwickelung und Bildung. Begebenheiten, die den Leser als solche interessiren könnten, kommen nicht darin vor, und die Ereignisse einer verhängnißvollen Zeit, in welche Theresens Leben fiel, haben sie meistens nur durch das Schicksal ihrer Lieben oder das ihres Vaterlandes berührt, welches, so wie jene, von Theresen mit glühender Liebe umfaßt wurde. Sie war Frau im wahren höheren Sinne, und darum war ihr Leben und Wirken im Kreise der Ihrigen, in den Mauern ihres Hauses verborgen, und nur zuweilen tönten liebliche

Saitenklänge aus diesen stillen Umschränkungen hervor, erfreuten die horchende Welt und machten sie mit dem Daseyn der Sängerinn bekannt. Ich begnüge mich daher für die Leser dieser wenigen Blätter, denen jene biographischen Notizen nicht bekannt sind, einige allgemeine Umrisse über die Herkunft und Lebensweise meiner Freundinn zu geben, die nur dazu dienen sollen, den Standpunct zu bezeichnen, welchen sie in ihrer Familie und später im Kreise ihrer Freunde einnahm.

Therese war die Tochter eines angesehenen ungarischen Edelmannes, und Offiziers in der österreichischen Armee, Leopold v. Artner, der am Ende des vorigen Jahrhunderts als Generalmajor starb. Ihre Mutter, ein adeliges Fräulein aus Ödenburg, lebte mit diesem Manne in einer glücklichen Ehe und jener, von Mangel und Überfluß gleich weit entfernten, Wohlhabenheit, die nach meiner Meinung der Boden ist, auf welchem häusliches Glück, wahrer Lebensgenuß, und wohl auch echte höhere Geistesbildung am besten gedeiht. Therese war ihr erstes Kind, in einem Zwischenraume von mehreren Jahren folgten noch einige, lauter Mädchen, deren Aufsicht und Pflege zum Theil der ältesten Tochter anvertraut ward. Wahrscheinlich legte dieß Ver-

hältniß schon in frühen Kindesjahren jene Keime echt weiblicher Bildung, jenen Sinn für häusliche Beschäftigung, jene vorsorgende Liebe für Andere, die sich selbst vergißt und nie das ihrige sucht, in die junge Seele des Mädchens, und doppelt ist es bey diesen liebevollen Anlagen zu verwundern und zu bedauern, daß Therese sich später nie entschlossen, einen Mann mit ihrer Hand zu beglücken.

Ihr Körperbau war übrigens zart, ihre Nerven reizbar, und in ihrer Kindheit schon war sie von manchen Krankheiten heimgesucht. Das Alles gab ihrem Geiste ein entschiedenes Übergewicht über seinen irdischen Gefährten; aber es unterwarf auch Theresen manchen körperlichen Leiden, unter andern einem sehr schmerzhaften gichtischen Übel, und war wohl Ursache der fortgesetzten Kränklichkeit, die ihre späteren Jahre trübte und ihr Ende viel zu früh herbeyführte.

Es ist natürlich, daß die verständigen, und nach dem Verhältniß jener Zeit gebildeten Ältern sich bewogen fanden, die entschiedenen Anlagen und Fähigkeiten ihrer Tochter, so gut es ihre Lage erlaubte, auszubilden, und daß der Vater Vergnügen, Erheiterung, ja oft Trost oder Rath im Umgange seiner klugen, besonne-

nen und liebevollen Tochter fand, der er von seinen Schlachten und Feldzügen erzählte, und dadurch ihre Liebe für's Vaterland, und ihren Sinn für ernste Geschichte weckte. Alles dieses zusammengenommen hatte Theresens Geist früh gereift, und eine brennende Begierde zu wissen, zu lernen, entzündete sich in ihr. Schöne Kunstfähigkeiten erschlossen sich wie hoffnungsreiche Knospen in ihrer Phantasie; aber die kleine Provincialstadt, die sie bewohnte, und in welcher ihre Ältern ein schönes Haus und einen Garten besaßen, der noch der Familie gehört, both jenem Durste wenig Befriedigung und diesen Blüthen kein recht günstiges Clima. Um so mehr muß man erstaunen, wenn man Theresen genauer kannte, was sie, trotz jener Hindernisse sich angeeignet hatte, was sie konnte, wußte, leistete!

Ein sehr glückliches Gehör und eine angenehme Stimme wurde für den Gesang ausgebildet, ihr Auge faßte Gestalten und Farben mit wahrhaft künstlerischem Sinne auf, und strebte durch Pinsel und Stift wiederzugeben, was sich in ihrer Seele gebildet hatte. Noch in späteren Lebensjahren begann sie in Öhl zu mahlen, und wer die Schwierigkeit dieser Kunst kennt, und bedenkt, wie wenig sie im Ganzen Anleitung hatte, wie entfernt sie von Gallerien, bedeutenden

Künstlern, Vorbildern, mit einem Worte von allen Hilfsmitteln der Mahlerey war, der kann kaum begreifen, wie sie das möglich machte, was sie geleistet. Am glücklichsten jedoch sprach ihre Seele sich in der Poesie aus, und diese Früchte ihres Geistes sind es auch, die sie der Welt am rühmlichsten bekannt machten.

Eine Seele, welche diese Richtung genommen hatte, mußte früh schon das Bedürfniß der Freundschaft und innigen Anschließung an verwandte Seelen fühlen. Außer ihren drey Schwestern, sehr vorzüglichen Frauen, suchte und fand ihr Herz noch andere Freundinnen unter den jungen Personen, welche sie umgaben. Frau von Neumann, die mit ihr dieselbe Stadt bewohnte, und späterhin die Gräfinn Marie von Zay, die mit ihrer Familie den Winter in Ödenburg zuzubringen pflegte (diese Beyden sind in der literarischen Welt rühmlich durch ihre Schriften bekannt) lernten Theresen kennen, und bald umschloß ein enges dauerndes Freundschaftsband diese Drey, das sich auch auf Theresens jüngere Schwestern ausdehnte.

Mit Frau von Neumann gemeinschaftlich gab Therese am Anfange dieses Jahrhunderts ein kleines Bändchen Gedichte unter dem Titel: Feldblumen, auf Ungarns Fluren ge-

sammelt von Nina und Theone — heraus, das sehr gelungene Gedichte beyder Freundinnen enthält. Unter dem Nahmen Theone blieb die Zweyte in der Schriftstellerwelt bekannt, und oft regte sich in meiner Brust ein lebhaftes Verlangen, die Sängerinn jener lieblichen Lieder zu kennen. Es sollte mir lange nicht so gut werden, und obwohl Therese (wie ich später erfuhr) im Jahre 1804 eine längere Zeit nicht bloß in Wien, sondern in meiner Nachbarschaft gelebt hatte, so war dieß, wie es in großen volkreichen Städten gewöhnlich ist, wo man in dem Menschengewühle den Einzelnen nicht beachten kann, mir gar nicht bekannt worden.

Erst im Jahre 1814, nachdem auch ich bereits durch mehrere meiner Arbeiten von der lesenden Welt bemerkt worden war, begann eine Periode, die viel zu schön für mich ist, als daß ich nicht die Nachsicht des Lesers auffordern dürfte, mir einige Weitläufigkeit in der Schilderung von Ereignissen zu verzeihen, die für mich so anziehend waren, und zugleich in einen Zeitpunct fielen, welcher das allgemeine Interesse auf das lebhafteste anregte.

Der Nahme des Grafen Franz Szecheny ist gewiß Jedem, der sich in Österreich mit Literatur beschäftigt, noch mehr aber seinen Lands-

leuten, den Ungarn, rühmlich bekannt; denn diese verdanken seiner großartigen Freygebigkeit und Vaterlandsliebe die erste Errichtung der Nationalbibliothek und des Museums in Pesth. Günstige Umstände verschafften mir die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Mannes, der mit einer seinem Range und seiner Geburt geziemenden Würde und feinen Sitte, das liebenswürdigste Benehmen, ungemeine Kenntnisse, warme Vaterlandsliebe und ungeheuchelte Frömmigkeit verband. In seinem Hause, in welchem sich anständige Pracht mit patriarchalischer Ruhe und Einfachheit vereinigte, im Umgange seiner Familie, die einige vorzügliche Glieder zählte, in dem Kreise ausgezeichneter Menschen, die der Geist an sich zog, der dieses Haus beseelte, verlebte ich Stunden, deren Andenken mir noch erquickend ist, so wie ich das des edlen Grafen und seiner Gattinn segne, die mir nun schon lange voraus in das bessere Leben gegangen sind.

In jenem Frühlinge 1814 hatte der Graf mich und meine Tochter freundlich eingeladen, einige Tage auf seinem Schlosse Zinkendorf, unweit Ödenburg, zuzubringen. Das nicht große aber zierliche Haus lag mitten in einem Garten, der damahls von tausend und tausend Nachtigallen bewohnt war, die ihre Melodien Tag und

Nacht erschallen ließen, und für deren Erhaltung der Graf besondere Sorge trug. Ländliche Freuden, Musikübungen, sinnige Gespräche, Lectüre füllten die genußreichen Stunden aus, die wir hier zubrachten, und Alle mit so regerem Geiste genossen, als der Krieg mit seinen Befürchtungen und Bedrückungen geendigt war, der Europa's und somit auch unser Schicksal entschieden hatte, und wir Alle den Vorsatz hegten, bald nach Wien hinauf zu gehen, und bey dem Einzuge unsers geliebten Monarchen, der glorreich als Sieger in seine Staaten zurückkehrte, zugegen zu seyn.

In diesen Tagen stiller, inniger Freude erschienen nun eines Morgens in Zinkendorf werthe Gäste aus Ödenburg. Es war der Graf Emmerich von Zay mit seiner Familie, und nebst ihnen auch Therese von Artner und ihre jüngste Schwester, welche seit längerer Zeit bey des Grafen Gemahlinn als freundliche Hausgenossinnen lebten. So ward mir endlich Theresens langgewünschte Bekanntschaft, und ich fand in jeder Hinsicht mehr als ich erwartet hatte; indem der Ausdruck von einfacher Güte und Heiterkeit bey ausnehmender Lebhaftigkeit des Geistes und schneller Auffassung, so wie die Natürlichkeit ihres

Benehmens mich gleich in den ersten Augenblicken an sie zog.

Nach Tische ward eine Spazierfahrt nach Julienthal angeordnet, einem lieblichen buschigen Abhange der weiten Fläche, auf welcher Zinkendorf liegt, gegen den Neusiedler See zu. Diesen Abhang, ein heimlich stilles Thal, hatte der Graf zu einem allerliebsten Garten umschaffen lassen und nach dem Nahmen seiner Gemahlinn genannt. Hier von blühender Natur umgeben, in einer reizenden Landschaft, vor uns der weit ausgegossene Spiegel des See's, der uferlos, wie ein Meer, dalag, wandelten Therese und ich, von den Andern gesondert. Unsere Seelen erschlossen sich gegen einander, immer neue Anklänge traten hervor, immer deutlicher wurde es uns, daß wir über die meisten Gegenstände, aber am bestimmtesten über Dichtung und das, was in unseren Seelen vorgeht, wenn die Stunde der Weihe über uns kommt, gleich dachten und fühlten. Nie werde ich des schönen Abends vergessen, der ein Bündniß knüpfte, welches nur der theuern Freundinn Tod für diese Welt lösen konnte. Wenige Tage darauf brach die ganze Gesellschaft auf, um nach Wien zu eilen, und bey der Ankunft des Kaisers und den Feyerlichkeiten, die sie begleiteten, gegenwärtig zu seyn.

Von dem an begannen für mich sehr angenehme freundschaftliche Verhältnisse. Während des Congreß-Winters von 1814 auf 1815, den der Graf von Zay mit all den Seinigen in Wien zubrachte, setzte sich diese für mich so interessante Bekanntschaft fort. Ich lernte die treffliche Gräfinn, Theresen, ihre Schwestern und Frau von Neumann näher kennen, die schon längere Zeit in Wien lebte, und eine herzliche Achtung und Freundschaft schlang ihr schönes Band um uns Alle. Die Gräfinn Zay kam mir mit freundlicher Güte entgegen, und lud mich für den nächsten Frühling ein, sie auf ihren Gütern in Ungarn zu besuchen, wo sie mit Theresen und abwechselnd mit einer oder zwey von deren jüngeren Schwestern lebte. Dieß geschah denn auch regelmäßig jeden Sommer. Welche schöne Zeit war dieß! Um Marien von Zay und ihren Gemahl versammelte sich Alles, was in der Umgegend Anspruch auf höhere Bildung und feinen Ton machen konnte, sie waren der Mittelpunct eines geselligen Kreises, wie man ihn selten in Städten, noch seltener auf dem Lande findet. Zuweilen brachte auch Frau von Neumann einige Wochen mit uns zugleich dort zu, und dann waren vier Schriftstellerinnen freundschaftlich, neidlos, innig durch Achtung und Wohl-

wollen und durch den Geist vereint, der dieß Alles belebend von der Einen dieser Vier, der Frau des Hauses ausging. Hier erschien Therese in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit. Ihr reichgeschmückter Geist, ihre mannigfachen Talente, besonders ihre ausgezeichnete Dichtergabe entfremdeten sie auf keine Weise ihren weiblichen Beschäftigungen. Mit Besonnenheit und Einsicht waltete sie im Hauswesen, an welchem sie thätigen Antheil nahm, am Nähtische, am Stickrahmen. Sie verfertigte sich ihre Kleider selbst mit Nettigkeit und Geschmack, sie ordnete ihr Haar selbst höchst sorgfältig, von aller Übertreibung fern, und stets die Mode so wie ihre Jahre berücksichtigend, und eine seltene Gunst der Natur soll, wie ich später gehört habe, dieses Haar in seiner dunkeln Fülle ihr bis zu einer Zeit bewahrt haben, wo sonst die dunkle Farbe in Silber übergegangen zu seyn pflegt. Bescheiden, anspruchlos, sich selbst vergessend, nur bedacht Andere zu erfreuen, und in dieser Freude die ihrige zu finden, wandelte sie wie ein guter Geist unter uns. Eben diese Anspruchslosigkeit und Güte, verbunden mit echter Frömmigkeit und höherer Geistesrichtung, erhielt eine immerwährende Heiterkeit und Ruhe in ihrer Seele, die sie unter mannigfachen geistigen Lei-

den so wie unter körperlichen Schmerzen nicht verließ. War sie aber gesund und ungequält, dann ging diese Heiterkeit oft in kindlichen Frohsinn und scherzende Laune über, in welcher sie mit der höchsten Gutmüthigkeit an allen Kleinigkeiten Theil nehmen, ja sich oft selbst zum Ziele unserer kleinen Neckereyen hergeben konnte.

Höchst interessant war es, sie zu beobachten, wenn irgend eine dichterische Arbeit sie beschäftigte. Hierin hat wohl jeder Geist, oder vielmehr jedes Gemüth — denn eigentlich nur aus diesem scheint mir die wahre Poesie zu entspringen — seine eigene Weise, und was dem Einen bey seinen Hervorbringungen förderlich ist, würde den Andern stören. Bey Theresen kam der Impuls zu dichten, und die Bilder —

die sich rings um sie her wie in hellen Versammlungen drängten.

Klopstock.

— selten, aber dann plötzlich und mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie vermochte nicht alle Tage Etwas an ihrem Baue zu arbeiten, nicht Sandkorn für Sandkorn zu reihen. Wenn es in ihr gährte, wenn die volle Brust ein kreisend All schwellte, dann mußte sie dem Gotte gehorchen, der in ihr geboth. Dann sonderte sie sich von uns ab, dann schloß sie sich

ein, und oft war die Länge der Sommertage ihrem glühenden Fleiß nicht hinreichend, und sie brachte die Nächte am Schreibtische oder im Bette wachend mit ihren Schöpfungen beschäftigt, zu. Kam sie dann zu uns, so war die sonst gesprächige Freundinn still, in sich gekehrt; auf Spazierwegen wandelte sie allein, gab kaum Antwort, wenn sie gefragt wurde, und lächelnd sagten die Übrigen dann oft:

Und Geister mögen
An uns'rer Stelle seltsam ihr erscheinen.

Wie oft kam sie darüber vom gebahnten Wege ab, sah sich plötzlich vom Dickicht umfangen, oder auf der Spitze einer unwegsamen Anhöhe! Wenn wir sie dann vermißten, ihre Verirrung bemerkten, und irgend einer unserer Begleiter sie hohlen und wieder auf den rechten Weg und zur Gesellschaft führen mußte, dann entstand oft ein herzliches Gelächter, und die Dichterinn lachte mit der kindlichsten Unbefangenheit mit.

O wie schön, wie rein erschien mir dann dieß Gemüth in diesem anspruchlosen Hingeben, und wie mehr mußten wir dann bewundern, was in jenen Stunden der Zerstreuung geboren worden war!

So war ich in Ugrocz, dem Bergschlosse

des Grafen, Zeuginn von der Entstehung eines der schönsten Gedichte Theresens, der Mythe: Proserpina, in welcher sie, ganz im Geiste des großen Herders, die eigentliche Deutung der Fabel in den Genuß der sinnlichen Freuden (der Granatkörner) setzt, welche, einmahl gekostet, der Himmelsbürgerinn Seele (Proserpina) den ursprünglichen Adel rauben, und sie zu dem Gemeinen (dem Unterirdischen) herabziehen, woraus sich völlig zu erheben, ihr nicht mehr möglich ist. Diese sinnige Dichtung war in sehr wohlklingenden Versen geschrieben und entzückte uns Alle, wenn wir, wie es hier Sitte war, ehe der mildere Abend uns erlaubte spazieren zu gehen, im großen Gesellschaftszimmer um die Frau vom Hause mit unsern Handarbeiten versammelt saßen, und bald die Eine, bald die Andere von uns entweder eine eigene Schöpfung vortrug, oder wir uns an den Producten fremder vorzüglicher Geister erfreuten.

Dieß schöne Landleben wiederhohlte sich für mich durch sechs bis sieben Sommer. Aber es war eine menschliche Vereinigung und Freude, und darum dem Arm der Zeit unterworfen! Allmählig löseten sich die so werthen Bande. Die Heirath von Theresens jüngster

Schwester mit einem sehr schätzbaren Manne, riß das erste Blatt aus dem enge gebundenen Kranze. Wilhelmine (so hieß diese Schwester) folgte ihrem Manne nach Agram; ihre Kränklichkeit machte ihr die Gegenwart, die thätige Hilfe der ältesten Schwester, die schon in ihrer Kindheit, nach dem Tode der Mutter, diese Stelle bey ihr vertreten hatte, nothwendig. Therese verließ daher das gastfreye Haus der Freundinn, und folgte dem Rufe der schwesterlichen Liebe und der Pflicht, dem sie ja in jeder Lage ihres Lebens willig gehorcht hatte. Aus dieser bedeutenden Entfernung waren nun ihre Erscheinungen im Zay'schen Hause selten und kurz. Veränderte Verhältnisse, Heirathen, Trennungen durch Tod oder Entfernung zerstückten allmählig den ganzen Kreis, und wenn ich oder eine andere der Freundinnen, die einst dazu gehörten, nun der schönen Tage auf jenen Landsitzen gedenken, so müssen wir wehmüthig sagen:

Und was sich einst an unserm Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Therese lebt leider nun auch nicht mehr. Ihre alten gichtischen Übel, öftere, unter mannigfachen Anstrengungen unternommene Reisen, vor Allem aber der Schmerz über den

Tod zweyer lieblicher und von Theresen mit mütterlicher Zärtlichkeit umfaßten Kinder ihrer Schwester Wilhelmine, untergruben ihre stets zarte und schon lange bedrohte Gesundheit. Diese sollte, wie sie hoffte, sich auf einer Reise, die sie im Sommer 1828 nach Vicenza zu Verwandten und Freunden machte, in der milden südlichen Luft erhohlen und verbessern. Den Reisebericht über das, was sie dort gesehen und empfunden, ihren Schwanengesang, hat sie, die treue Freundinn, an mich gerichtet, und mir so gleichsam sterbend aus der Ferne noch einmahl die Hand zum Bunde gereicht, der in die Ewigkeit hinüber dauern soll. Aber jene Hoffnungen, die sie und wir Alle genährt, täuschten uns. Vielerley ungünstige Umstände, die ungewöhnliche Hitze des beginnenden, so wie die ungewöhnliche Nässe und Kühle des endenden Sommers, die veränderte Lebensweise, selbst Theresens Wißbegier und Freude an allen Schönheiten der Kunst und Natur, die sie antrieben, rastlos zu beschauen, zu genießen, was sich ihr in ihren Umgebungen darboth, endlich eine sehr beschwerliche Rückreise erschöpften ihre Kräfte. Ihre Gesundheit nahm sichtlich ab, jede noch so kleine Anstrengung ermüdete sie; doch blieb ihr Geist

heiter, und wie ihre freylich immer seltneren und kürzeren Briefe bewiesen — auch ihre Theilnahme an allem Schönen und Guten gleich rege. So löschte denn endlich die immer schwächer glimmende Flamme dieses edlen, nur der Pflicht und Liebe geweihten Lebens aus, und ihre Zurückgelassenen fühlen mit jedem Tage mehr, wie unersetzlich ihr Verlust ist.

Schiller.

'Tis thirthy years since. *)

Schiller! — Welche Gedanken, welche Erinnerungen weckt dieser Nahme unter seinen Zeitgenossen, die ihm nun schon lange in eine bessere Welt nachsehen! Diesen Nahmen aussprechen, heißt die Blüthezeit unserer deutschen Literatur, das goldne Zeitalter des deutschen Genius nennen! Welche Geister glänzten mit ihm zugleich und strahlen noch als helle Sternbilder durch die sich verdichtende Atmosphäre der Gegenwart! Wie schön und treffend konnte damahls der nun auch hinübergegangene Sänger der Parthenais **) sagen:

*) Walter Scott's berühmter Roman hat den Titel: Waverley or 'tis sixty years since.

**) Baggesen.

Im Frühlicht hier und dort in Abendröthe
Und da in Mittags heller Pracht —
Tanzt Wieland, schwebet Schiller, wandelt Göthe,
Und Klopstock kniet gehüllt in Nacht.

Sie sind entschwunden, — mit ihnen Herder, Engel, Kant, Mendelssohn, Matthisson, Stollberg, Bürger und unzählige Andere, die, Sterne verschiedener Größe, an jenem reichen Himmelsgewölbe funkelten.

Unstreitig hat diese an vorzüglichen Geistern wie an wichtigen Ereignissen höchst ergiebige Zeit mächtig auf die Entfaltung von Schillers Genius gewirkt, aber auch er drückte der Zeit das Gepräge dieses Genius auf. Denn so gewiß jedes Menschen Character ein gemeinsames Product seiner individuellen Anlagen und der ihn umgebenden Umstände ist, eben so gewiß, nur noch viel ausgesprochener, entwickeln merkwürdige Zeitverhältnisse die Geister, deren sie bedürfen; aber diese Geister bilden dann wieder an der sie umgebenden Welt, und so erzeugt sich in fortschreitender Wechselwirkung das, was wir den Character der Geschichtsperiode nennen können.

Die französische Revolution hatte nicht bloß Frankreich, sie hatte ganz Europa erschüttert,

und der Menschheit einen Impuls gegeben, dessen vorwärts treibende Kraft noch lange nicht ausgebebt hat, und dessen Folgen unberechenbar sind. Damahls, wie Schiller lebte, war an allen Thronen gerüttelt, alle Staatsformen bedroht oder bereits umgestürzt worden. Düster und verhängnißvoll war Alles um uns her, und noch düsterer und grauenvoller lag die verhüllte Zukunft vor uns, deren Gewitter jeden Augenblick über uns loszubrechen drohten. Freyheit und Frieden war von der Erde gewichen, und so begann der große Sänger das neue Jahrhundert mit diesen Worten:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freyheit jetzt ein Zufluchtsort? —

Damahls, wo jeder Tag neue Stürme bringen konnte, jeder Besitz unsicher, jede Berechnung der Klugheit durch unvorgesehene Ereignisse zur Thorheit wurde, damahls, wo nach den Worten der Bibel: die Fröhlichen seyn mußten als freuten sie sich nicht, die Etwas besaßen, als hätten sie es nicht u. s. w. — damahls wendete Schillers mächtiger Geist sich von der fluchbeladenen Wirklichkeit hinweg, und suchte Beruhigung, Trost, Erhebung dort, wo allein sie zu finden waren, im Reiche der Ideen. So schwang sich seine Muse auf jene erhabene Höhe, welche

sie noch jetzt unerreicht besitzt, und besitzen wird, so lange die deutsche Sprache gesprochen, und von verwandten Gemüthern die Würde und Erhabenheit unsers Dichters begriffen werden wird.

Ganz in diesem Sinne ist das schöne Gespräch der Stauffacherinn mit ihrem Mann, im Tell, wo sie sagt:

Wüßt' ich mein Herz an irdisch Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein (in ihr Haus) mit eig'ner Hand.

Und als ihr Mann sie an ihre Kinder mahnt:

Die Unschuld hat im Himmel einen Rächer,
Blick' vorwärts, Werner, und nicht hinter dich.

In diesem Sinne sind so viele Stellen in seinen übrigen Werken, besonders in der Braut von Messina, wo zwey Verse vor vielen:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld —

die eigentliche Grundtendenz von Schillers Geist aussprechen.

So bildete sich aus diesen Eindrücken der Gegenwart, aus Kantischer Philosophie und dem Studium der Alten seine Theorie des Trauerspiels, vermöge welcher es: den Sieg der Freyheit über die Naturnothwendigkeit enthalten, und das Sittengesetz

in ihm entweder erfüllt oder gerächt werden sollte.

Von Schiller und andern ähnlich gestimmten Geistern ging dann eine sehr herrliche Richtung, in der Literatur nicht bloß, sondern in der Gesammtgesinnung in Deutschland aus, und die wenige Befriedigung, welche die Gegenwart both, verbunden mit den Unglücksfällen, die noch zu erwarten standen, richteten der Menschen Blicke nach Oben, lehrten die Güter der Erde aus einem Gesichtspuncte betrachten, der sie einem höheren Zwecke unterordnete, und das Leben selbst nur für eine Bedingung unseres pflichtgemäßen Wirkens ansehen, das aufgegeben werden mußte und konnte, wenn es die Tugend, das Sittengesetz erheischte.

Dieser Stimmung huldigte, nebst vielen Andern, unser unvergeßlicher Collin, dessen Regulus zu jener Zeit in Wien wie in Berlin und ganz Deutschland, Aller Augen auf den jungen Dichter richtete, der oft im Scherz gegen den berühmten Lustspieldichter Freyherrn von Steigentesch behauptete, daß seine (Collin's) Trauerspiele heiterere Dichtungen wären, als die persifflirenden Komödien des Andern, indem sie das Leben von einer viel würdigern Seite auffassen, und selbst über den Tod beruhigende Ansichten he-

gen lehrten. An dem Strahle desselben edlen Feuers entfaltete sich später die tugendhafte Begeisterung Körners, die ihm Schwert und Leyer eingab, und ihn mitten aus allen Bedingungen einer rühmlichen, frohen, genügenden Existenz zum Heldentod fürs Vaterland führte. Derselbe, oder wenigstens ein ähnlicher Geist wehte auch noch in Raupachs ersten Tragödien, und die Fürsten von Chawansky, Timoleon, selbst die Erdennacht zeugen von der damahligen Richtung der Poesie. Ach! Es war damahls eine traurige, aber doch schöne Zeit für Deutschland! und Schiller, obgleich seit Jahren bereits den Drangsalen des Lebens nach seiner eigentlichen Heimath entflohen, hatte gewiß Vieles beygetragen, den Enthusiasmus und die Todesverachtung zu begründen, welche in den Jahren 1812 — 13 nach und nach im ganzen Vaterlande um sich griff, und es dahin ermuthigte, das lange und schmählich getragene Fremdlingsjoch abzuwerfen.

Seitdem sind zwanzig, seit Schiller unter uns lebte, dreyßig Jahre vergangen. Bey der lebhaftern Anregung seines Gedächtnisses unter uns, durch das Bestreben des Vaterlandes, seinen Manen, und was er für uns gewesen, ein würdiges Denkmahl zu stiften, vergleicht

die Erinnerung leicht und natürlich die Periode seines Lebens und Wirkens unter uns mit der jetzigen Zeit. — Und was findet sie? Unstreitig ein gewaltiges Fortschreiten auf der Bahn der Cultur und Civilisation, aber nach einer Richtung, welche jene frühere Periode nicht ahnen ließ! Der Weg ins Reich der Ideen, jener höheren, welche Schiller meinte, ist verlassen worden, und Alles hat sich dafür der Realität zugewendet. In der Poesie sind, nach einem kurzen Zwischenreiche der schauerlichen Fluch- und Schicksalsdichtungen, die geschichtlichen aufgetreten. In diesem Fache, wie in der eben so beliebten Genremahlerey, ist Treue in Auffassung des Zeitcharacters und Lebendigkeit der Darstellung das Hauptverdienst. Viel weniger wird auf innere psychologische Wahrheit, auf Schönheit und Adel der Conception gesehen. Derbheit gilt da oft für Kraft, Gemeinheit für Natur. In der wirklichen Welt sind vor dem Geiste der Untersuchung und Neuerung altverehrte Autoritäten, lange befolgtes Herkommen verschwunden; die Adelsaristokratie hat der Geldaristokratie Platz machen müssen, und da diese Auszeichnung keine Gabe des Himmels ist, wie jene, sondern Jedem zu erlangen frey steht, welcher Klugheit, Gewandtheit, und in manchen Fällen — Ge-

wissenlosigkeit genug hat, um sie zu erwerben, so sehen wir von allen Seiten Alles diesem Zielpuncte zustreben. Die Regsamkeit des menschlichen Geistes geht nicht dahin, das Leben und seine Freuden höheren Zwecken unterzuordnen, sondern es durch alle Erfindungen der Mechanik und Technik so leicht, so bequem, so genußreich wie möglich zu machen. Die Wissenschaften und Künste, welche dahin abzielen, drängen sich überall vor, und stellen die bloß schönen, daher keinen baaren Gewinn bringenden, in Schatten. Und wenn man alle Kräfte seines Geistes, alle Triebe seines Gemüthes dahin gerichtet hat, das Leben froh und genußreich zu machen — wird man es auf den Ruf des Vaterlandes oder der Tugend wohl hingeben, um die luftige Palme des Ruhms, oder den verborgenen Juwel des Selbstbewußtseyns zu erkaufen?

Das ist der Unterschied der damahligen und jetzigen Zeit, wie er mir erscheint, und nicht ohne wehmüthiges Gefühl denkt Mancher, der diese Vergleichung anzustellen im Stande ist: So war es vor dreyßig Jahren — und so ist es jetzt!

Die orientalischen Frauen.

Die arabischen und persischen Mährchen von Tausendund einer Nacht, tausend und einem Tag, tausend und einer Viertelstunde u. s. w., welche ich alle in meiner Kindheit und ersten Jugend mit unaussprechlichem Vergnügen gelesen habe, wie denn überhaupt die Kindheit die rechte Zeit der Mährchenwelt ist, sind seit vielleicht hundert Jahren in Jedermanns Händen. Es wird nicht viele Menschen aus den gebildetern Ständen geben, denen sie nicht ganz oder theilweise, oder wenigstens durch Berichte Anderer bekannt geworden wären, und ihnen, nebst dem lieblichen Genusse phantastischer Gebilde, auch manche nützliche Kenntniß von der Sinnesart und Lebensweise jener weitentfernten Völker und Länder gegeben hätten, die der Gegenstand und Schauplatz jener Dichtungen sind.

In neuerer Zeit sind durch die Bemühungen großer Orientalisten noch viele andere Dich-

tungen aus verschiedenen Ländern des Aufgangs in europäische Sprachen übertragen, und ein Gemeingut der lesenden Welt geworden. Wir haben indische Heldengedichte und Dramen, persische Epopöen und Gedichte, chinesische Romane und Lieder erhalten, und der fremdartige Character dieser Dichtungen, die Schilderungen uns unbekannter Naturscenen, die Kühnheit und oft Abentheuerlichkeit der Erfindung; die bilderreiche Sprache, die tiefe und zugleich zarte Sinnigkeit der Anspielungen und Vergleichungen, der erhabene religiöse Schwung, der in manchen herrscht, ist für uns Abendländer ein wunderbarer und immer neuer Reiz. Aber wenn wir uns an den Schönheiten derselben genugsam ergötzt, und ihre wunderbare Gestaltung lange genug betrachtet haben, so wendet sich der Blick des beobachtenden Lesers von dem, was Dichtung, äußere Form, climatische und nationelle Verschiedenheit ist, zu dem eigentlich sittlichen Inhalt derselben, und sucht und findet den Menschen oder vielmehr die Menschheit, die bürgerlichen, häuslichen, ehelichen, älterlichen Verhältnisse, kurz das aus jenen Werken heraus, was wir, trotz der Verschiedenheit des Himmelstriches und der Religion, mit ihnen gemein haben. Wir forschen jenen Beziehungen in

den Dichtungen dieser fernen Völker nach, wir suchen uns diese Verhältnisse aus den Schilderungen, die wir lesen, aus deutlichen Beschreibungen wie aus hingeworfenen Andeutungen klar zu machen; denn das Leben jener Nationen spiegelt sich in ihren Dichtungen, vorzüglich in Erzählungen und Dramen ab, die ja ganz aus der Wirklichkeit gegriffen seyn müssen. Und wer weiß, ob ein aufmerksamer Forscher hier nicht mehr und sichereres finden würde, als in statistischen und gelehrten Erörterungen über den wirklichen Culturzustand einer Nation in irgend einem gegebenen Zeitraume.

Hier nun fällt der Standpunct, auf welchem das weibliche Geschlecht in jenen Ländern gehalten wird, einer Europäerinn vor vielem Andern befremdend ins Auge, und die allgemeine Bemerkung und Klage von der harten Knechtschaft und Erniedrigung, in welcher die Frauen in den meisten Ländern des Orients leben, drängt sich uns sogleich auf. Wir finden den Zustand jener Frauen beklagenswerth; sie scheinen uns zu bloßen Werkzeugen des Vergnügens, ja, zu dem niedrigen Range von Geräthschaften herabgesunken (wie bey den Römern die Sclaven als res (Sachen) behandelt wurden), die man erhält und pflegt, in sofern man ihrer um ander-

weitiger Zwecke willen bedarf; aber sie ohne Barmherzigkeit, ohne Reue, und ohne vom Arm der strafenden Gerechtigkeit etwas zu befürchten zu haben, beseitigt, und aus der Welt schafft, sobald sie jenen Zwecken nicht entsprechen. In diesem Sinne scheint auch ihre ganze Erziehung eingerichtet. Sie lernen nur jene Künste, womit sie ihre körperlichen Reize erhöhen, oder für die Unterhaltung und Zerstreuung ihres Gebiethers zu sorgen im Stande sind: schöne Arbeiten, Tanz, Musik u. s. w., und im Paradiese Mohameds sind sie sogar von dem Genuß seiner himmlischen (im Grund aber recht irdischen) Freuden ausgeschlossen; sie dürfen, so sagt man, nur von ferne zusehen, und ihren Platz an der Seite der hochbevorrechteten Gatten nehmen die ewigblühenden Houri's ein.

So erniedrigend uns Abendländerinnen dieser Zustand erscheint, hat doch Mohamed's Lehre, wie Herr Hofrath von Hammer in seiner gekrönten Preisschrift über den Einfluß dieser Religion auf das Wohlseyn des Menschengeschlechts in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Entstehung, beweiset, den Zustand des weiblichen Geschlechts ansehnlich verbessert. Er hat ihre Verhältnisse zu Gatten und Verwandten besser gestellt, er hat ihnen bürgerliche Rechte einge-

räumt, die sie vorher nicht hatten, und man kann aus diesen Verbesserungen schließen, in welchem Zustande gänzlicher Herabwürdigung sich das weibliche Geschlecht in jenen Ländern vor der Erscheinung Mohameds befunden haben müsse.

Und dennoch — sonderbar! wenn wir die Dichtungen und Schriften morgenländischer Autoren mit Bedacht lesen, und mit einander vergleichen, drängt sich uns sehr häufig die Bemerkung auf, daß in den allermeisten derselben die Frauen sich klüger, vorsichtiger, ja sogar oft standhafter und muthiger als ihre hochgestellten Gebiether betragen. Erbärmlich sind — die einzige hellleuchtende Gestalt des edlen Haroun Al-Raschid ausgenommen — alle Sultane und Herrscher der Tausend und eine Nacht gezeichnet. Diese Zeichnung fängt bey den zwey betrogenen Brüdern Schach Riar und Schach Zeman an, deren Geschichte den Rahmen ausmacht, worin alle die Mährchenbilder gefaßt sind, und geht bis herab zu der letzten Erzählung, womit Scheherazade, die sanfte, kluge Frau, den Grimm ihres blutdürstigen Gemahls aufzuhalten, zu entwaffnen, und ihm endlich, durch die Überzeugung von ihrem eigenen tadellosen Lebenswan-

del, wieder Glauben an weibliche Tugend einzuflößen versteht.

Der chinesische Roman: Die beyden Muhmen, welchen wir den gelehrten Bemühungen des leider schon verstorbenen Herrn Abel Remusat verdanken, hat — zwar nicht als poetisches Erzeugniß, aber als treuer Spiegel chinesischer Sitte und Denkart — ein ungemeines Interesse. Man ist nicht angesprochen von den Characteren, man wird nicht durch eine interessante Folge und Verwicklung der Begebenheiten angezogen, aber man lernt Menschen kennen, denen ihre Erziehung, ihre Religion, ihre Landesverfassung einen von dem unseren ganz verschiedenen Typus aufgedrückt hat. Da sind gelehrte Herren, die sich einander auf einen Wettstreit im Versemachen herausfordern. Diese Verse sind voll zierlicher Redensarten, witziger Anspielungen, aber so ziemlich leer von aller Poesie, und der Besiegte muß zur Strafe so und so viele Tassen Wein oder Thee austrinken. Da sind Complimente, Höflichkeitsbezeugungen, Beobachtungen steifer Etikette ohne Zahl, das ganze Leben scheint zur bloßen Form geworden, und diese so unnatürlich, wie es uns vorkömmt, verschraubten Chinesen feyern wie ein Fest das Aufblühen einer schönen Blume, oder fahren meilenweit,

um die Pflaumenbäume in der Blüthe zu sehen! Da sind angesehene reiche Männer, die hohe Würden im Staate bekleiden, und die sichs zur Ehre rechnen, wenn ein armer Jüngling, der aber ein glücklicher und berühmter Dichter ist, ihre einzige Tochter und Erbinn zur Frau nehmen will; und noch viele andere solche seltsame Erscheinungen mehr. Ungemein anziehend hat mich dieser Roman eben in dieser Hinsicht als Sittenspiegel gedünkt, und als ein Beweis, wie Natur und wahres Gefühl sich durch alle Verschnörkelungen und Verzerrungen falscher und übertriebener Cultur dennoch im Herzen des Menschen Platz zu machen und ihren Einfluß zu behaupten weiß.

In diesem Romane nun sind die beyden Mädchen, eben die Cousinen, von denen er den Nahmen hat, und die Beyde den nähmlichen jungen Mann, den glücklichen Dichter und Helden des Romans lieben, der sie auch Beyde nach der Sitte des Landes heirathet, nicht nur besonnener als dieser junge Mann und sein eben so boshafter als alberner Nebenbuhler, sondern auch viel klüger als ihre beyden Väter, die Herren Pe und Gou. Diese Mädchen wissen und schaffen Rath, wenn die Herren sich nicht mehr helfen können, und zeigen so viel practischen Verstand,

als nur immer eine Abendländerinn in ihrer viel ungezwungneren Stellung entwickeln könnte.

In dem schönen indischen Gedicht: Nal und Damajanti, womit Herrn Rückerts Übersetzung unsere deutsche Literatur bereichert und ihr einen wahrhaft köstlichen Juwel geschenkt, ist Nal als ein tapferer zärtlicher, ritterlich gesinnter, höchst liebenswürdiger Sterblicher geschildert. Treu und leidenschaftlich liebt er Damajanti und wird eben so von ihr wieder geliebt. Aber seine Heftigkeit und Unbesonnenheit läßt ihn in die schlaugelegte Schlinge eines feindseligen Dämons oder Zauberers fallen, der ihn seines Vermögens und seiner Freyheit beraubt. In dieser Bedrängniß wird seine Gemahlinn Damajanti durch ihre Klugheit und Besonnenheit seine Retterinn, und befreyet ihn aus den Klauen jenes bösen Wesens.

Selbst in der Sacontala leidet Duschmanta (der übrigens liebenswürdig und heldenmäßig genug dargestellt ist) freylich schuldlos unter dem Einfluß eines bösen Zaubers. Er verstößt, hierdurch geblendet, seine geliebte Sacontala und findet erst nach langer Zeit sie wieder, die indeß, unberührt von dieser Verirrung, einsam, würdig, und nur an ihre Liebe und Duschmanta denkend, fern von ihm gelebt hat.

Herr von Hammer führt in dem Rosenöhl ein geschichtliches Factum an, das in Einer Beziehung hieher gehört, obwohl es auf einem andern Grunde beruht. Es betrifft die Stellung der ägyptischen Frauen gegen ihre Männer. Er erzählt uns, daß die Frauen der ägyptischen Großen und Mächtigen, deren Männer in jenem unglücklichen Kriegszuge, als Pharao den ausziehenden Israeliten nachsetzte, mit dem Könige und dem ganzen Heere in den Fluthen des rothen Meers — wie Bley in rauschenden Wassern — *) versunken waren, sich, bey dem gänzlichen Mangel an ebenbürtigen Freyern, zu Mißheirathen entschlossen, und theils ihre Sclaven, theils Männer geringen Standes geehlicht hätten. Gegen diese nun, die sie als untergeordnet zu behandeln gewohnt waren, behielten sie auch in der Ehe den vorigen Ton bey, und diese Herrschaft der Frauen über die Männer hat sich — im Widerspruche mit den Harems-Verhältnissen in den übrigen Islamitischen Ländern — bis auf diesen Tag in Ägypten erhalten.

Es ist nun zwar ein historischer, auf einem seltsamen Factum — dem Untergange so vieler vornehmer Männer — beruhender Grund für

---

*) S. Moses Triumphgesang.

diese Oberherrschaft der Frauen in Ägypten vorhanden. Aber abgesehen davon, daß es beynahe unmöglich ist, zu glauben, daß alle oder doch die meisten Adeligen und Vornehmen dieses Landes in diesem Kriegszuge mitbegriffen waren, so sind seitdem so viele Hunderte, ja Tausende von Jahren verflossen, die Söhne jener Sclaven und Gemeinen gehörten in der vierten, fünften Generation doch schon der Classe der Edlen an, und ihr Ursprung mußte vergessen seyn; und sollen denn in diesem unermeßlich langen Zeitraum die ägyptischen Männer nie die überwiegende Geistes- und Körperkraft, welche das männliche Geschlecht in der ganzen Welt vor uns voraus hat, gefühlt und geltend zu machen gesucht haben? Sollte das Beyspiel anderer islamitischer Länder von so wenigem Einfluß auf die Ägyptier gewesen seyn? Es ist schwer zu begreifen, und noch schwerer zu erklären.

Doch, möge es nun mit den armen ägyptischen Ehemännern beschaffen seyn, wie es wolle, so bestätiget doch auch dieses Beyspiel die Erfahrung von der Überlegenheit des Geistes, welche die orientalischen Frauen so oft über ihre Männer üben.

Aber wie lassen sich diese Erscheinungen sowohl in der wirklichen Welt, als in Gedichten

und Romanen, welche doch aus dieser wirklichen Welt geschöpft sind, mit der oben geschilderten Lage und Erziehung der orientalischen Frauen vereinigen? Wie wird es wahrscheinlich oder auch nur möglich, daß weibliche — menschliche Wesen, die in solcher Erniedrigung gehalten, und bloß als Werkzeuge häuslicher Bedürfnisse geachtet werden, sich in ihren geistigen Fähigkeiten so hoch, ja selbst höher als ihre Unterdrücker erheben, und denen, von denen sie mißhandelt werden, zur Stütze und Rettung werden können?

Nur Eine Erklärungsart biethet sich meinem Nachsinnen dar; aber ich will gern gestehen, daß der Mangel an genauerer Kenntniß des Orients mich hier leicht auf einen falschen Pfad hat leiten können. Es ist mir nähmlich wahrscheinlich geworden, und manche leise Andeutung, mancher kleine Zug in jenen Werken scheint es zu bestätigen, daß die Unterjochung der morgenländischen Frauen mehr eine bloß äußerliche, formelle ist, welche gar nicht dahin strebt, die Verstandeskräfte des weiblichen Geschlechts unter einem niedrigeren Niveau zu halten, sondern die, nach der leidenschaftlichen und eifersüchtigen Gemüthsart der Orientalen, nur dahin zielt, des Mannes kostbarsten Schatz —

seine Frau — nicht allein allen fremden Wünschen, sondern selbst allen fremden Blicken zu entziehen, und sich somit das unbestrittene Eigenthum derselben zu sichern. Im Inneren des Harems ist der rechtmäßigen Frau eine unumschränkte Herrschaft zugesichert, und selbst der Ehemann respectirt hier ihre Rechte. Sie sieht hier ihre Freundinnen bey sich, sie besucht diese, sie geht in das öffentliche Bad, in Kaufläden, wie sie will; aber alles unter den nöthigen Sicherheitsmaßregeln, damit ja kein fremdes Männerauge das Heiligthum des Gemahls auch nur durch einen Blick entweihe. Einen Ehemann um seine Frau oder deren Befinden zu befragen, wird für ein Zeichen mangelhafter Lebensart, ja sogar für eine Beleidigung angesehen, und so scheint es denn aus diesen und noch mehreren Zügen, so wie aus dem Einfluß, welchen wir so manche Frau des Orients über ihre männlichen Angehörigen üben sehen, daß diese so oft besprochene und beklagte Sclaverey der Frauen sich mit einem gewissen Grade von Freyheit, ja von Herrschaft gar wohl vertrage, daß sie ihren Grund in der Eifersucht, folglich in der Liebe, nicht aber in der Grausamkeit der morgenländischen Männer habe, und daß sie den Geist, wo einer vorhanden ist, nicht unterdrücke, sondern viel-

mehr, im Schatten stiller Häuslichkeit und von dem rastlosen Treiben unseres geselligen Verkehrs geschieden, sich tiefer und kräftiger zu entwickeln erlaube.

Wir sehen auch, wie sich die Nationen weiter vom Orient und dessen Denkart entfernen, diese Sitte sich allmählig verändern und verlieren. Bey den Griechen waren die Frauen wohl auch in das Gynecäum verschlossen, aber ganz wider die Erwartung, welche man von dieser geistreichen und für die Schönheit so empfänglichen Nation hegen sollte, wirklich zu einer tiefen Entwürdigung und Vernachlässigung verdammt. Außer ein paar Zügen von Muth und Schmerzenverleugnung bey Spartanerinnen sind alle denkwürdigen Äußerungen und Handlungen griechischer Frauen auf die Classe der Hetären beschränkt, in denen bey freyerer Erziehung und Lebensweise der Geist sich ungehindert entfalten konnte. Unter den Römern war das Verhältniß der Frauen schon viel ehrenvoller, und wenn sie gleich nur selten sich öffentlich zeigten, so wurden sie doch von ihren Männern und Söhnen geachtet, ihr Rath wurde gesucht und zuweilen befolgt, und wir wissen sogar, daß man in den späteren Zeiten der Republik junge Männer, welche sich dem Staatsdienste widmen wollten, auf einige

Zeit an den Umgang würdiger hochgebildeter Matronen wies, um von ihnen feine Sitte, Anstand und eine reine Sprache (sinceram latinitatem) zu erlernen, welches Alles ihnen als Staatsmännern, die öffentlich auftraten und vor den Versammlungen Reden zu halten bemüssigt waren, unentbehrlich war.

In Spanien, das sein Clima, der Nationalcharacter der Bewohner, vielleicht auch der lange Verkehr mit den Mauren, dem Orient und seiner Denkweise mehr genähert hat, finden wir in der Behandlung der Frauen auch selbst in der neueren Zeit viel Morgenländisches, und dort ist auch die nationelle Eifersucht der Männer durch ein außerordentliches Ehrgefühl ungemein erhöhet. Dort gehen die Frauen verschleyert aus, dort gibt es Abentheuer unter vergitterten Fenstern, dort endlich — ich berufe mich, wie im Anfange, auf die Theaterstücke, die gleich den Romanen das Leben schildern — dort endlich läßt Don Gutierre seiner Frau die Adern öffnen, nicht sowohl weil ihre Untreue sein Herz zerreißt (denn ihm ist die Prinzessinn nicht gleichgültig) sondern weil ihre Aufführung seine Ehre verletzt hat, die er als ihr eigener Arzt durch den Tod der Schuldigen wieder herstellen will. Und wenn wir den Reisebeschreibungen und Schil-

derungen spanischer Sitten glauben, so sind es eben diese bewachten, umschlossenen, bedrohten Frauen, welche über ihre Liebhaber und Gatten eine unbeschränkte Herrschaft üben, und deren leidenschaftliche Gluth den Geist ihrer Gebiether unterjocht und diese zu ihren Sclaven macht.

Im übrigen Abendlande herrscht ein ganz anderes Verhältniß beyder Geschlechter, und es ist gewiß eine anziehende Beschäftigung, diese Verschiedenheiten zu betrachten, und ihren Ursachen in Clima, Lebensweise, Religion und Staatseinrichtungen nachzuspüren. Bey dieser Gelegenheit kann ich es mir nicht versagen, die Ansicht einer sehr geistreichen Frau, der Frau v. Remusat in ihrem Werke sur l'éducation des filles (wenn ich nicht irre, denn ich schreibe den Titel aus dem Gedächtnisse) anzuführen. Diese Frau sucht nähmlich eine Hauptursache der ganz verschiedenen Stellung der abendländischen Frauen zu ihren Männern im Clima und der durch dasselbe nothwendig gewordenen Lebensweise. Im Morgenland, in Griechenland, Spanien, Italien erlaubt der milde Himmel, ja nöthigt fast dazu, sich viel außerhalb der Mauern des Hauses aufzuhalten. Die Männer, welche die Ausübung ihres Gewerbes, ihre anderweitigen

Beschäftigungen, und in den alten Republiken die Volksversammlungen aus dem Hause riefen und die größte Zeit des Tages außer demselben hielten, lernten ihre Weiber und deren Umgang entbehren. Es gab für diese außer den täglichen Mahlzeiten und der Schlafenszeit wenig Gelegenheit, sich mit ihren Männern zu unterhalten, sich in ihren Eigenthümlichkeiten vor denselben zu zeigen, und als denkende empfindende Wesen, nicht bloß als dienende und leistende, von ihnen erkannt zu werden.

In unseren kälteren Climaten, wo die Unfreundlichkeit des Himmels die Einwohner den größten Theil des Jahres hindurch innerhalb der schützenden Mauern des Hauses hält, wo der alte Deutsche, wenn er auch den halben Tag müssig auf seiner Bärenhaut lag oder mit seinen Waffengefährten zechte, doch sich im Hause und der Nähe seiner Frau befand; wo endlich die Sorge für die Ernährung, Bekleidung, Bedienung des Mannes und Gesindes die Frau in der Gegenwart ihres Gemahls beschäftigte, und ihm Gelegenheit gab, ihren Fleiß, ihre Anstelligkeit, ihre rege Aufmerksamkeit zu sehen und zu schätzen — hier schloß der Mann sich inniger und offener an ein Wesen an, welches ihm eine wahre Lebensgefährtinn, eine Gehülfinn und

verläßliche Freundinn, nicht bloß eine dienende Sclavinn oder ein Gegenstand seiner sinnlichen Freuden war, den er als solchen vor jedem fremden Wunsche und Blick mit Eifersucht verwahrte.

So entwickelt Frau von Remusat eine der Hauptursachen des veränderten Standpunctes der Frauen im Morgen- und Abendlande in alter und neuer Zeit, und mich dünkt, es sey viel Wahres in dieser Ansicht. Welches aber immer der wahre Grund dieser großen Verschiedenheit in dem Zustande unseres Geschlechtes nach den verschiedenen Ländern und Himmelsstrichen seyn möge, so glaube ich doch, daß wir nicht Ursache haben, das Loos unserer Schwestern im Morgenlande so sehr zu beklagen, als es gewöhnlich geschieht, wenn man es nur oberflächlich betrachtet.

Homer und die Nibelungen.

Als Grillparzers Trilogie: Medea das erstemahl mit großem Beyfall hier aufgeführt wurde, war es noch nicht viele Jahre her, seit durch die Bemühungen deutscher Gelehrten das Nibelungenlied bekannt, gelesen, und viel besprochen worden war. Auch Fouqué's Dichtungen, sein Sigurd der Schlangentödter, sein Zauberring, lebten in Jedermanns Geist und Herzen. Viel wurde über die alten deutschen Heldenlieder gesprochen, ihrem Ursprunge, ihrem eigentlichen Vaterlande, ihrer Abstammung, Verbreitung und mannigfachen Umbildung nachgeforscht, darüber geschrieben, und gern beschäftigte sich Jedermann damit, dem die deutsche Literatur werth war.

Ich war, wie es sich bey dem Werke eines so hochgeachteten Dichters von selbst versteht, in der ersten Aufführung, und genoß recht mit vollen Zügen die Schönheiten der Dichtung, und

freute mich über den durch dieses Stück vermehrten Ruhm des Verfassers. Nun hatte ich zwar genug von Mythologie und alter Geschichte gelesen, um die Fabel sowohl als die derselben zum Grunde liegende Geschichte der Medea zu kennen; doch ist es ganz etwas Anderes um die Bilder und Vorstellungen, welche sich unsere Phantasie mittelst des Gedächtnisses aus Gelesenem und Gehörtem erschafft, und der lebendigen Anschauung einer Begebenheit, die vor unseren Augen vorgeht, oder als vorgehend auf der Bühne dargestellt wird. Als im zweyten Stücke, den Argonauten, der Vorhang aufrollte, Medeens Thurm, in welchem sie dem Zauberwerke obliegt, am einsamen Meeresufer in einer öden Gegend, unter nebligem, düstern Himmel, wie er wohl in Colchis am Ufer des schwarzen Meeres oft seyn mag, erschien, und sie selbst nun, die ernste, von der Wirklichkeit unbefriedigte, in sich verschlossene Jungfrau auftrat, da fiel mir unwillkührlich Frau Minnetrost in ihrer einsamen Zauberburg, und Brunhilde und Gudrun, und alle diese düsteren Dichtungen des Nordens ein. Auch hier entspann sich ein Kampf mit einem Drachen, der einen zauberhaften Schatz, das goldene Vließ, bewachte,

an welchem sich, nicht sowohl seines inneren Werthes, als seiner geheimnißvollen Bedeutung wegen, die mannigfachsten Interessen und Wünsche knüpften. Fafner, der wunderbare Hort, der Schlangentödter Sigurd standen lebhaft vor mir, und die Vorstellung machte sich Platz in meinem Gedächtnisse, daß diese Sagen von einem kostbaren Schatz, den ein Drache bewacht und vertheidigt, den ein Held nach gefährlichem Kampfe erobert, und der späterhin dem Besiegten wie dem Sieger nur Unheil und Untergang bringt, schon im frühesten Alterthume in Europa sowohl als in Asien unter den damahls wohl noch spärlichen Bewohnern der Erde bekannt, verbreitet, und vielleicht auf irgend ein historisches Factum gegründet gewesen seyn möchte.

Noch deutlicher wurde mir diese Vorstellung, als Raupachs Tragödie: Der Nibelungen = Hort, einige Jahre später hier auf der Bühne erschien, und Sophie Müller, das treffliche Mädchen, das allen Verehrern der dramatischen Kunst, noch mehr aber ihren Freunden, die Gelegenheit hatten, ihren Wandel und ihr Gemüth näher zu kennen, unvergeßlich bleiben wird, die Rolle der Chrim-

hild mit außerordentlicher Meisterschaft spielte. Es war ihre letzte, und die übergroße Anstrengung bey schon geschwächter Gesundheit mag wohl Einiges zu ihrem frühen Tode beygetragen haben. Wie beym Anschauen der Medea das Nibelungenlied vor die Seele zurückkehrte, so — Homer beym Anschauen der Raupach'schen Tragödie. Was ist dieser Held, mit dessen Tod — meinem Gefühle nach — im dritten Act das Stück ebenfalls stirbt, der so barsch und doch so liebenswürdig, so lebenskräftig und doch so kindlich, am ganzen Leibe gefeyt, und nur dort, wo ihn das Lindenblatt deckte, verwundbar ist; der es nicht vermag, vor dem geliebten Weibe dieß höchstwichtige Geheimniß zu verbergen, — was ist er anders als der zürnende und doch gutmüthige Achilleus, der um seine entrissene Briseis weint, deßwegen mit dem ganzen griechischen Heere schmollt, und dem nur der Schmerz um den verlornen Freund endlich wieder die Waffen in die Hand zwingt? Auch dieser ist gefeyt bis auf das Plätzchen, wo seiner Mutter Finger ihn an der Ferse deckten; auch er fällt von falscher Freundeshand arglos beym Freudenfeste, wie Siegfried auf der Jagd, als er aus der Quelle trinkt. Und endlich, ruft nicht

dieser fünfte Aufzug, wo alle Burgundionen und alle Feinde Siegfrieds fallen, den Mord der Freyer in der Odyssee zurück, wo der hochbeleidigte König sich an den ungestümen Jünglingen rächt, die seine Frau ängstigten und seine Habe verzehrten, und sie alle mitten in den Freuden des Mahls dem Orkus zusendet?

Wohl haben in neuerer Zeit viele und gelehrte Männer eben diese Übereinstimmung der alten griechischen und nordischen Volkssagen und Gedichte bemerkt, und sich darüber ausgesprochen. Ich weiß also wohl, daß ich mit meinen Betrachtungen der Welt nichts Neues sage, aber jene Ansichten, die sich mir bey den beyden Trauerspielen unwillkührlich und viel eher, als ich jene Schriften über denselben Gegenstand gelesen, aufgedrängt haben, könnten, wie ich glaube, als ein neuer Beleg für die Wahrheit jener Übereinstimmung dienen, und den Wunsch lebhafter erregen, daß es irgend einem Geschichtsforscher gelingen möchte, den dunkeln Schleyer, welcher jene altergraue Zeit deckt, zu lüften, um die gemeinsame Wurzel eines historischen Factums zu entdecken, aus welcher jene verwandten

Stämme aufgegangen sind, die sich dann bey dem heiteren Griechen in seinem schönen Vaterlande, und unter dem düsteren Himmel des nordischen Sängers auf eigenthümliche Weise gestaltet haben.

Über die Macht der Ideen.

„Chez nous c'est table rase," hörte ich ein paar Jahre nach der Julius-Revolution einen Franzosen sagen, und dann weiter auseinander setzen, wie in Religion und Staat, im gesellschaftlichen Leben und in der Literatur alles Alte, früher Bestandene, früher Verehrte niedergeworfen und dem Erdboden gleichgemacht worden wäre, auf welchem — ob sich je wieder etwas Bleibendes erheben werde — noch eine große Frage sey. Wirklich sehen wir, daß die Religion in Frankreich mit Gleichgültigkeit betrachtet wird. Die Mehrzahl hat gar keine, die Kirchen werden wenig und nur zum Scheine besucht, und die kirchlichen Ceremonien liebt und bewundert man nur, wenn sie auf dem Theater als Mittel zu effectvollen Scenen entheiligt werden. Die königliche Würde ist ein bloßes Amt geworden, und der es verwaltet, jedem Tadel, jedem Spotte ausgesetzt. Zerstört ist der verklärende Glanz, der einst in eben diesem Frankreich

das Königthum umgab, niedergerissen der Ruhm der alten Geschlechter, die Stammbäume entwurzelt — und über diesem großen Ruin schwingt nun das alles beherrschende Geld seinen Regentenstab.

What is he worth *) war längst schon in dem commerciellen England, und ist noch mehr in dem ganz der Realität hingegebenen Amerika der Ausdruck, um sich zu erkundigen, ob ein Mann, und wie viel er von der einzigen Eigenschaft besitze, die ihm in den Augen verständiger Menschen Werth gibt, nähmlich — wie viel er Vermögen hat? Es scheint jetzt in Frankreich beynahe eben so geworden, und Geld oder Geldeswerth der einzige Maßstab zu seyn, welcher über den relativen Werth der Dinge und Menschen entscheidet.

Mit Bedauern sieht der Menschenfreund diese Gesinnung sich täglich mehr verbreiten. Die ganze Tendenz der Erziehung, die Macht des Beyspiels, der sogenannte Weltlauf strebt nur dahin, den eigenen Vortheil so viel als möglich zu befördern, Macht und Geld entscheidet Alles, und zu der Macht führt, so wie die Dinge sich jetzt um uns her gestalten, größentheils

*) Was ist er werth?

nur das Geld. Folglich ist Geld zu erwerben, auf welchen Wegen es geschehen möge, und Geld zu besitzen, um sich dadurch aller Vortheile des geselligen Zustandes zu bemächtigen, der Zielpunct, nach dem alle Kräfte wirken. Alles, was auf einer bloßen Idee beruht, was eine höhere geistigere Welt angeht, wird bey Seite geschoben, und das Bessere in uns, das, was bloß durch die Idee herrscht, was geglaubt, geliebt, und dem gehorcht werden muß, um sein selbst, um des Guten willen, kann seine Stimme vor dem lauten Geräusche der Selbstsucht und Begierde nicht mehr vernehmen lassen. Wer wird in der jetzigen Zeit albern genug seyn, für eine erhabene Idee einen wesentlichen Vortheil hinzugeben? Wer endlich so blödsinnig, sich selbst, sein Glück, sein Leben hinzuopfern, um der Tugend, der Pflicht, des Vaterlandes willen? Mit welchem Scharfsinn würde ein Regulus jetziger Zeit dem Senate zu beweisen verstehen, daß bey der Losgebung der gefangenen Punier gar keine Gefahr fürs Vaterland entstehen könnte, weil ja diese Gefangenen, durch Kerkerluft, Wunden und schlechte Pflege heruntergebracht, keine furchtbaren Feinde abgeben würden; daß es inhuman und allen Menschenrechten ohnedieß zuwider sey, so viele Männer,

welche alle Gatten, Söhne, Väter u. s. w. seyen, und die nichts verbrochen, vielmehr nur ihre Pflicht erfüllt hätten, so lange fern von den Ihrigen und in harter Gefangenschaft zu halten, und daß endlich der Wiedergewinn eines bewährten Feldherrn wie er (Regulus) von weit größerem Nutzen für das Vaterland seyn würde, als die Beseitigung eines Haufens geschwächter, feindlicher Krieger!

So könnte und so wird schon gewiß in unserer Zeit Mancher gehandelt haben, der sich einer höhern Verpflichtung um eines nahen Vortheils willen, gern entzogen hätte, und mit dieser Geistesrichtung, die wir auf allen Seiten sich verbreiten sehen, verschwindet das Vertrauen, der Glauben, die Fähigkeit sich zu unterordnen, die Fähigkeit Opfer zu bringen und Mühseligkeiten und Gefahren freywillig um eines guten Zweckes willen zu übernehmen, immer mehr aus dem Gesichtskreise der Welt, und kommt wie alte Kleider und Einrichtungsstücke aus der Mode und dem täglichen Lebensverkehr. Mit banger Besorgniß denkt man aber an eine Zukunft, wo Alles, was nicht baren Gewinn bringt, verachtet, und Alles, was sich nicht wie zweymahl zwey macht vier beweisen läßt, ins Reich der Träume und Schwärmereyen ver-

wiesen werden, wo das Geld der allgemein gehuldigte Götze, und der eigene Vortheil die einzige Richtschnur menschlicher Handlungen seyn würde.

Nicht ohne innerlichem Widerstreben und mit Scheu vor Mißdeutungen wage ich es, ein Land zu nennen, welches Vielen unserer Zeitgenossen als ein Paradies der Freyheit und aufstrebenden Cultur vorschwebt, von dem der große Johannes von Müller vor dreyßig Jahren sagte: es sey entdeckt worden, auf daß in Europa nicht dienen müsse, wer nicht will: Nordamerika! Welche glänzende Erwartungen erregte nicht dieses Land und seine neuen Institutionen! Da waren keine alten Privilegien, keine bevorrechteten Stände, keine herrschende Religion, kein monarchisches Prinzip, ja nicht einmahl ein Herkommen, eine alte Sitte — denn Nordamerika hat keine Geschichte; und seine Cultur ist, wie eine geharnischte Pallas, völlig fertig, frisch und kräftig, freylich nicht aus dem Haupte des Olympiers, aber aus der vorausgegangenen Cultur Europens, auf den Schauplatz der Welt gesprungen. Nichts hemmte und hemmt dort den Menschengeist an seiner freyen nach allen Seiten hin ausgedehnten Entwickelung. Und was sehen wir gleichwohl dort, wenn wir den Berichten so

mancher Reisenden glauben wollen, die in zu vielen Puncten übereinstimmend lauten, um ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen? In diesem Lande der Freyheit und unbeschränkten Cultur, wo alle Cosmopolitischen „Träume wandeln gehen“ (wie das schöne Lied des Wanderers sagt), in dem Lande, für das einst Lafayette, in jugendlicher Begeisterung sein Blut, sein Vermögen, sein Leben eingesetzt — in diesem Lande herrscht ein unbedingter und über alle Schranken, wie über alle Scrupel sich hinaussetzender Spekulationsgeist. Geld ist die Haupt-, ja vielleicht die einzige Triebfeder, welche die Gemüther dort in Bewegung setzt. Geld zu gewinnen, zu vermehren, und angenehm zu genießen, mit allen Verfeinerungen, die man aus dem alten, von den Yankee's (Nordamerikanern) verachteten Europa hinüberziehen kann, ist der Zielpunct, wohin Alles strebt, und ein ungemessener Stolz auf diese selbsterrungenen Vorzüge, auf den frischen Morgen der Cultur, der bey ihnen angebrochen, aber doch im Grunde nur ein Reflex von dem ihres Mutterlandes ist; auf ihre stets wachsenden Staatskräfte, ihre Marine u. s. w. — macht sie in ihren Gedanken zum Mittelpunct der neuen Zeit. Bequemlichkeit und Zwanglosigkeit im häuslichen

und geselligen Leben ist eine ihrer Hauptten-
denzen. Ein Yankee will nicht allein in seinem weichen Armsessel oder auf seinem wohlgepolsterten Wagensitze halbliegend lehnen, er will auch noch seine Füße gegenüber aufstemmen. Und so sitzt er auch moralisch da unter seinen Umgebungen, in dem weichen Armsessel seines Reichthums, stemmt die Füße an dem Gegenstande vis à vis auf, es mag dieser darunter leiden oder nicht, es mag Andere geniren oder nicht; ihm ist es einmahl so behaglich. So vertheidigt und hegt er die Sclaverey der Neger, Er, der auch nicht den kleinsten Druck dulden will, straft den milderen Pflanzer, der seinem Neger Unterricht geben läßt.

Daher sollen, wie jene Berichte vielstimmig melden, Betrug im Handel und Wandel, ungeheure Übervortheilungen, Mißbrauch jedes Vertrauens, schmutzige Praktiken dort an der Tagesordnung seyn, und der Betrogene, der auf diese Kniffe nicht vorbereitet war, wird noch zuletzt verspottet, weil er so arglos glauben konnte. In den unteren Ständen herrscht ein ungemeiner Übermuth, das dienende Verhältniß wird gleichsam als ein entehrendes angesehen, dem man durch möglichste Gleichstellung mit der Herrschaft das Erniedrigende zu benehmen, und das zu verlassen man sich durch jede Anstren-

gung der Spekulation in den Stand zu setzen sucht. Daher bleibt kein Dienstbothe lange in einem Dienste, und so lange man sie hat, muß man ihnen die allergrößte Freyheit gestatten, und sich glücklich schätzen, wenn man für sein gutes Geld eine Magd oder einen Bedienten findet, die ihrer Herrschaft nicht dienen, sondern helfen (das ist der Ausdruck) wollen. Dieser letzte Umstand mag indessen wohl seinen Grund zum Theil in dem noch immer im Ganzen obwaltenden Mangel an Bevölkerung haben.

So wird uns das Land der Freyheit geschildert, und obwohl hier Vieles vielleicht mit zu schwarzen Farben beleidigter Eitelkeit oder getäuschten Eigennutzens gemahlt seyn mag, und unstreitig manche schöne menschliche Einrichtungen, wie z. B. die zweckmäßigste Verbesserung der Straf- und Irrenhäuser, die Mäßigkeitsvereine unter den Männern, um dem Unheil des Trinkens zu steuern, die Dorkasvereine unter den Frauen zur Unterstützung der Armen, dort zu finden sind, so bleibt doch nach allen diesen Abrechnungen Abschreckendes genug übrig, um uns den Weg fürchten zu machen, welchen die schrankenlose und sich ganz selbst überlassene Entwickelung des Menschengeistes geht, wenn keine höhere Idee, kein un-

sichtbar wirkendes Band dieser Entwickelung eine edlere Richtung gibt.

Johannes von Müller sagt in einer seiner Schriften, daß jener feste Punct, den Archimedes außerhalb der Erde verlangt habe, um die Erde dann selbst durch seine mechanischen Vorrichtungen aus den Angeln zu heben, der Glauben (oder die Idee) sey. Mir scheint dieser Gedanke ungemein reich an Folgerungen, und was noch mehr ist, auch wahr. Ja, der Glaube, die Meinung, die Idee ist es, welche von jeher mit der größten Gewalt auf den Menschen gewirkt, und jene Wunder durch edle Begeisterung, so wie in ihrem Mißbrauch durch Fanatismus bewirkt hat, die wir mit Erstaunen in der Geschichte verzeichnet finden, und die weit alle jene Anstrengungen übertreffen, welche die körperlichen Kräfte hervorzubringen im Stande sind.

Denn der Mensch ist ein gedoppeltes — er ist in vieler Hinsicht ein in sich selbst streitiges und uneiniges Wesen. Schon Haller nannte ihn — ein Mittelding von Engel und von Vieh; und Young in seinen Nachtgedanken sagt:

Wie arm, wie reich, wie niedrig, wie erhaben,
Wie räthselhaft, welch Wunder ist der Mensch!
Wie wundervoller noch, der so ihn schuf,
Der grelle Gegensätze ganz verschiedner
Naturen eng in ihm vereinigt hat!
Ein wunderbar Gemisch entfernter Welten,
— — —
Entwürdigt jetzt — befleckt — und dennoch göttlich!
Des Himmels Erb' — des Staubes schwaches Kind —
Ein Wurm — ein Gott! — — *)

Dieses Wesen nun, das zweyen Welten angehört, das in sich selbst zwey ewig in Streit begriffene Principien beherbergt, das jetzt von dem Ungeordneten, Irdischen, ja sogar Thierischen in seinem Inneren hingerissen, in Gemeinheit, Rohheit, Betrug, Schlechtigkeit, Verbrechen versinkt — und mitten im Sturm der Leidenschaften doch im Stande ist, die Stimme

---

*) How poor, how rich, how abject, how august,
How complicate, how wonderful is man!
How passing wonder he, who made him such,
Who centred in our make so strange extremes!
From diffrent Natures marvellously mixt
Connection exquisite of distant worlds
— — —
Tho sully 'd and dishonured still divine!
An heir of glory, a frail Child of Dust
A worm! — a God!

des besseren Selbst, wenigstens auf Augenblicke, zu hören; das Wesen, das jetzt um des elenden Lebens oder eines vorübergehenden Genusses wegen, das Verworfenste zu thun bereit ist, und das dennoch dieses Leben selbst mit allen seinen Genüssen standhaft hinwirft, wenn es eine herrschende Idee, ein von ihm höher geschätztes Gut, z. B. die Ehre, gebeut — sollte dieses Wesen nicht durch eine zweckmäßige Erziehung und Leitung dahin zu erheben seyn, daß das Höhere in ihm sich öfter und sichtbarer Bahn machen könnte durch die Hindernisse, welche Begierden, Leidenschaften, böse Gewohnheiten um dasselbe aufhäufen? Sollte es nicht möglich seyn, den Engel, der in uns sein Gefieder regt, wie einer unserer Dichter sagt *), Raum zu schaffen, daß er diese Fittige öfter und stärker rege, und das Himmlische in uns, das Ebenbild Gottes, nach dem wir erschaffen worden, wirksamer und sichtbarer in uns hervorträte?

Gewiß, es ist möglich; und in historischen Thatsachen wie in den kleineren Ereignissen des

---

*) Herr Streckfuß, Übersetzer des Dante, Ariost u. s. w. in seinem schönen Gedichte Harmonien. Und in mir regt ein Engel sein Gefieder.

täglichen Lebens wird uns diese Möglichkeit erfreulich kund. Aber stets nur dann, wenn eine Idee — sey es in welcher Gestalt es wolle — als religiöse Erhebung, Glauben, Patriotismus, Pflichtgefühl, aufopfernde Liebe, heroische Begeisterung und dergleichen — allen Anforderungen der sinnlichen Natur in uns widerstanden und sie besiegt hatte. Dann geschahen die Wunder bey Marathon und Thermopylä, dann stürzte sich Curtius in den flammenden Schlund, dann begrub Winkelried die Speere in seiner Brust und öffnete seinen Landsleuten einen Weg in die feindliche Phalanx. Und was ist es denn eigentlich, was Rom zur Weltherrscherinn gemacht, was der Grund ihrer unwiderstehlichen Kraft war, als die Idee des Vaterlandes, welche dieser Staat, und nur dieser allein im Alterthum und in der neueren Zeit, in seinen Bürgern auszubilden, zu erhalten, und über alle anderen Begierden und Triebe, die in der menschlichen Natur liegen, siegreich triumphiren zu machen wußte? Athen, Sparta und Carthago waren auch Republiken wie Rom — aber in allen diesen so wie in anderen Staaten zeigt sich uns die Erscheinung, daß Privatvortheil, Privathaß, Eigennutz — mit einem Worte Selbstsucht — sich gegen den Vortheil

des Vaterlandes erhebt, die beglückendsten Plane zerstört, die wohlberechnetesten Maßregeln durchkreuzet, und sehr oft den Ruin des Vaterlandes herbeyführt. Athen verbannte seine besten Bürger; Hannibal, der Carthago vielleicht noch hätte retten können, mußte dem Privathasse einer ihm feindlichen Parthey weichen; in Sparta feindeten sich die Partheyen an und untergruben die Verfassung — nur Rom allein blieb stehen durch Jahrhunderte, so lange es nähmlich jene Idee in ihrer frischen Lebendigkeit zu erhalten verstand. Seine treulose Politik wußte in anderen Staaten Unfrieden und Zwietracht zu säen, und mit verabscheuungswürdiger Arglist den Keim des Verderbens recht aus dem Innersten bey Fremden zu entfalten. Bey ihm selbst zu Hause — so lange noch die alte Disciplin herrschte, und bis in die verderbten Zeiten der Triumvirate hinab, gab es keine Zwietracht, keine Partheyen in diesem Sinn. So feindlich sich Patricier und Plebejer entgegenstanden, so schwere Fehden der Senat gegen die Tribunicische Gewalt auszukämpfen hatte, und ihr viele Vortheile zu überlassen gezwungen war — das Vaterland litt nicht darunter. Diese Idee schwebte siegreich über Allem, was Parthey, Egoismus, Leidenschaft u. s. w. in den Gemü-

thern der Bürger aufregen mochte; in dieser Idee des Vaterlandes gingen, so wie alle Privatfehden, so auch alle Privatwünsche unter — und der Einzelne kam durchaus nie in Betracht gegen das Ganze. Das war die Macht der Idee!

Noch eine andere solche geistige Macht sehen wir in diesem Staate entwickelt, die, wenigstens in diesem Sinne und in dieser Ausdehnung, uns in keinem anderen des Alterthums entgegentritt. — Es ist die Idee eines Geburts-, eines erblichen Adels, ganz verschieden von dem Kastensystem, das damahls und noch jetzt in manchen Ländern des Orients herrscht. Dieser Erbadel nähert sich in seinen Beziehungen zu den übrigen Bürgern, und in seinen Vorrechten sehr dem Adel, wie ihn die neuere Zeit kannte und kennt; er erbte vom Vater auf den Sohn und Enkel fort; er öffnete den Zugang zu Ämtern und Stellen, die den übrigen Ständen verschlossen waren, er erzeugte in den Gliedern dieses Standes ein Bewußtseyn ihrer Vorzüge, das oft drückend für Andere wurde, oft aber auch durch die Erinnerung an die Thaten der Ahnen, deren Bildsäulen, im Vorhof (atrium) des Hauses aufgestellt, schweigende Lehrer und Ermahner der Nachkommen waren, zu ähnlichen Thaten begei-

sterte, und ähnliche Tugenden zur Pflicht machte. Dieser Geburtsadel theilte sich in zwey Classen, die Patricier und Ritter; in ihre Hände war des Staates Wohl und Weh gelegt, aus ihren Reihen wurden anfänglich beyde Consulen gewählt, welche die höchste Macht besaßen, bis weibliche Eitelkeit und schwesterlicher Neid den ersten Anstoß gab, um dem längstgefühlten Bedürfniß der fortschreitenden Zeit gemäß, auch den Plebejern den Zugang zu dieser Würde zu eröffnen, und immer den Einen Consul aus Patricischem, den Andern aus plebejischem Stamme zu wählen.

Indessen blieben, dieser Zugeständnisse ungeachtet, manche Ämter und Würden bloß den in den bevorrechteten Classen Gebornen vorbehalten, und wenn schon den Bestrebungen so wie den Verdiensten und Tugenden der Plebejer ein weiter Spielraum geöffnet und sehr ansehnliche einflußreiche Ämter ihnen zugänglich waren, so stand doch den vielseitigen Bestrebungen eine geistige Schranke entgegen, die, auf einer Idee beruhend, jeder Kraft wie jeder Anmaßung unüberschreitbar war. Es gab Plätze und Vorzüge, die so hoch hingen, daß der muthige Springer sie doch nicht erreichen konnte. — Er mußte sich bescheiden, er

mußte unverlierbare Rechte Anderer anerkennen, und sich einer Idee unterordnen lernen.

So lange diese Ideen und mit ihnen die Formen des Staates, durch Jahrhunderte alte Gewohnheit und väterliche Sitte geheiligt, aufrecht erhalten wurden, so lange blieb Rom einig, unerschütterlich, die Herrscherinn der Welt. Aber durch ihre Eroberungen strömten die Reichthümer der unterjochten Provinzen nach Rom, dem Mittelpuncte der damahligen Welt; nach der Stadt, die vor allen andern als die Einzige nur mit dem Nahmen Urbs bezeichnet wurde, und mit diesen Reichthümern kam das Verderbniß der Sitten, die zügellosen Begierden nach Macht und Einfluß, zu welchen eben jene Reichthümer die Bahn Jedem öffneten. Nun brachen die alten Formen überall zusammen, die Macht der Ideen verschwand vor den klaren Berechnungen der Klugheit und Spekulation; was durch den Einfluß der Reichthümer erreicht werden konnte, mußte erreicht werden, und welche Wege zu betreten, was zu wagen war, um diese Reichthümer zu besitzen, mußte betreten und gewagt werden.

An die Stelle der vorigen Begriffe von der hohen Würde des Senates, von angestammten Vorzügen, von der Alles beherrschenden Heilig-

keit des Vaterlandes, traten wilde Begierden nach Herrschaft, nach Eigenmacht, nach Schätzen, nach rasenden Befriedigungen dieser Begierden, welche sich in ungeheuerem Aufwande und zügellosen Lastern kund gaben. Der Polytheismus hatte seinen Einfluß vor der Macht der Vernunft verloren, und so war denn auch damahls in Rom table rase.

Da brachen auf allen Seiten die ungeschwächten Barbaren des Nordens in das zerfallende Reich, eroberten und unterjochten es. Bey ihnen hatte sich in einfachen Sitten und rauher Lebensweise schon längst die Idee eines hochgestellten Herrschers, Führers, Herzogs — nebst einer Verfassung entwickelt, in welcher einer Versammlung aller freyen, wehrhaften Männer (Allemanier, Germanier) die Wahl dieses Oberhauptes übertragen war, dem dann aber Alle freywillig und ganz gehorchten, ihm in die Schlachten folgten, und wo jene Jünglinge, welche sein eigentliches Gefolge (comitatus) ausmachten, ihn zunächst umgaben, mit und für ihn kämpften, und, ebenfalls von einer Idee beseelt, seine geheiligte Person mit ihrem Leben schützend, ihn zu überleben, wenn er fiel, für Schmach hielten.

Auf den Trümmern römischer Größe ent-

standen die neuen Staaten, in welchen jene Ideen von der Wahlfreyheit des gesammten Volkes, aber auch von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des erwählten Herrschers, von der Lehenspflichtigkeit der Mitstreiter, welchen der Fürst Theile der eroberten Länder gab, vom Heerbanne u. s. w. — alle durch das neuüberkommene Christenthum gemildert, veredelt, verklärt, sich zu gestalten anfingen, und somit, wie eine neue Aera, auch eine neue Welt in jeder Beziehung entstand.

Es erbaute sich, wie Herr von Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen so sinnreich als richtig schildert, es erbaute sich die Pyramide, dieses feste und unerschütterliche Bauwerk, das auf einer breiten Basis, dem Volke, ruhend, sich allmählig durch die Abstufungen verschiedener Stände, durch Bürgerthum, niedrigeren und höheren Lehensadel bis zum Fürsten zuspitzt, indeß der Despotismus, die einzelne Säule auf weiter Ebene, wo der Monarch Alles, das Volk Nichts ist, und die Kugel (die Republik), in welcher zwar jeder Punct der Peripherie gleichweit vom Mittelpuncte absteht, jene durch Isolirung, diese durch zu leichte Beweglichkeit weniger Bestand und Dauer versprechen.

Überall sehen wir die Macht der Ideen wirksam zum Besten der Menschen wie der Staaten. Es war die Macht einer Idee, welcher Rom seine Festigkeit und Stärke verdankte; es war die Macht einer Idee, welche die Wunder der Tapferkeit, die wir in den Freyheitskämpfen verschiedener Zeiten und Völker anstaunen, hervorbrachte; es war endlich die Macht der Idee des Glaubens, welche das Christenthum von dem kleinen Anfange unter palästinischen Fischern bis zur Verbreitung über den größten Theil der bewohnten Welt erhob. Nur die Macht der Idee ist es, welche den Menschen vollständig entwickelt, indem sie dem Dualismus in ihm, vermöge welchem er der Geister- und Körperwelt angehört, sein Recht angedeihen läßt. Indeß die Sinnlichkeit dahin strebt, das Thierische in ihm zu befriedigen, und der Verstand sich anstrengt, ihm die Mittel dazu zu verschaffen, lehrt ihn die Vernunft, daß wahre Freyheit nur in dem Sieg über die eigenen Begierden, die wahre Unabhängigkeit so wie der wahre Reichthum nur in dem festen Willen und der Beschränkung seiner Bedürfnisse besteht, und der Glaube zeigt ihm die Urkunde seines Bürgerrechts in einer andern, bessern Welt. Alles nun, was dahin strebt, diese Herrschaft der Idee zu begründen, und das sinn-

liche Begehrungsvermögen in uns, dem Bessern in uns zu unterordnen, Alles dieß dient zur Erhebung und Verbesserung des Einzelnen, wie der gesammten Menschheit.

Glauben muß der Mensch, der so wenig wissen kann; Schranken anerkennen muß das Wesen lernen, dem in jedem belebten und unbelebten Gegenstande ein Hinderniß seines ungebundenen Wirkens entgegen treten kann; und der Bürger eines Staates muß etwas Höheres, etwas Unerreichbares über sich dulden können, das freylich durch die wilde Kraft niedergestürzt werden kann, und auch in der neuesten Zeit niedergestürzt worden ist, das aber eben, wenn es der freye Wille anerkennt, und ehrt, die wilden Kräfte desto wirksamer zügeln und in ihrem Geleise erhalten kann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Seite.
Erkenne dich selbst 7
Die Verschiedenheit der Ansichten . . . 12
Die bauschigen Ärmel 15
Modetyranney und Liberalismus. Unglaube und Aberglaube 19
Allgemeine Nivelirung 38
Kindererziehung 51
Über Raupach's Tasso 69
Die Hintergründe 81
Contraste 86
Wen Gott liebt, den züchtigt er 97
Über Wohlthaten und Undank 116
Über Mißheirathen 147
Die Reiseschachtel 152
Innerlich und Äußerlich 156
Klosterneuburg 161
Das Taschenbuch Urania für 1836 . . . 165
Louise Brachmann 179
Therese von Artner 191
Schiller 209
Die orientalischen Frauen 217
Homer und die Nibelungen 234
Über die Macht der Ideen 240

OBERT KETTERER
Buchbinderei
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline

Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische

Bd.: [1]

Wien (1836)

P.o.germ. 1811 w-50
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124724-2